Wortkritik und sprachbereic... in Adelungs wörterbuch

Max Müller

PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl und Erich Schmidt.

XIV.

Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch von Max Müller.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1903.

PALAESTRA XIV.

Wortkritik und Sprachbereicherung

in

Adelungs Wörterbuch.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Von

Dr. Max Müller.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1903.

Der Gedanke an eine Sammlung des gesammten deutschen Sprachschatzes auf Grund aller germanischen Mundarten, an ein allgemeines deutsches Wörterbuch beherrschte die deutschen Forscher durch das ganze 18. Jh. — das gewaltige Werk, das noch jetzt als eine nationale Forderung[1]) auftritt, schien eine der neu erwachten Wissenschaft und Aufklärung würdige Aufgabe.

Was Schottel bereits um die Mitte des 17. Jh.s in seiner Sprachkunst und dann besonders in seinem Hauptwerk[2]) eingehend besprochen hatte, gestaltete sein Schüler Leibniz in den schon gegen Ende des 17. Jh.s geschriebenen, aber erst 1717 gedruckten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache"[3]) zu einem deutlichen Plane. Weit über das praktische Bedürfnis hinaus, dem noch die letzte grosse lexikalische Arbeit des 17. Jh.s, das 1691 erschienene Wb. Caspar Stielers[4]) allein hatte dienen wollen, sollten die Mundarten und die stammverwandten Sprachen, die lebenden und die abgestorbenen, sowie auch die Kunst- und Handwerks-

---

[1]) Vergl. Herman Grimm, Thesaurus linguae germanicae, Preuss. Jahrbücher 76 (1894). S. 239 ff. (Fragmente. Berlin u. Stuttgart 1900. Bd. 1,113).

[2]) Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache 1663, 10. Lobrede.

[3]) Vergl. Schmarsow, Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben. Strassburg 1877 (Q F 23). S. 21 f, 55 f. Vergl. dazu auch:

Harnack, Gesch. d. Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1900. Bd. I, 1,18. Anm. 1.

[4]) Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz . . von dem Spaten, Nürnberg 1691.

ausdrücke gesammelt werden. Drei getrennte Werke sollten die gesammelten Schätze aufnehmen, das erste die lebende Sprache, das zweite die Kunstausdrücke, das dritte die Etymologie. Und jene streng historische Erforschung der germanischen Dialekte sollte nicht bloss zur Aufhellung der deutschen Altertümer und zur Erläuterung der lebenden Sprache dienen, sondern auch als Quellen der Bereicherung dieser stellte Leibniz bereits die alte Sprache und die Dialekte hin. Auch zur Bereicherung und Verschönerung durch Neubildungen sollte die Darstellung des gesammten auf den Gebrauch anerkannter Autoren und die Umgangssprache gegründeten Sprachschatzes führen. Im Zusammenhang mit diesen Forderungen sprach Leibnizens späterer Nachfolger in Hannover, Eckart in seiner Historia studii etymologici[1]) von seinen Vorarbeiten zu einem deutschen Wb., die er aber später ganz liegen liess. Auch er wollte streng historisch verfahren und eingehende Erklärungen deutscher Altertümer geben. Er stellte seine Vorarbeiten als so gründlich und umfassend dar, dass er fast den Rektor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, Johann Leonhard Frisch von dessen eigenem gleichartigem Unternehmen abgeschreckt hätte. Doch war es Leibniz[2]) noch gegönnt, von seinen kühnen Plänen wenigstens so viel in die That umzusetzen, dass er Frisch[3]) durch persönliche Ermunterung bewog, in der Arbeit fortzufahren. Musste Frisch sich auch in seinen Zielen beschränken, so lieferte er doch in seinem 1741 erschienenen „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch" ein so bedeutendes Werk, dass es unter Adelungs Quellen näher gewürdigt werden muss. Inzwischen war mit der Gründung der „Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache" (1732) zum ersten Mal ein wirklicher Mittelpunkt für die deutsche Sprach-

---

[1]) Hannover 1711. S. 323—32.

[2]) Vergl. Harnack a. a. O. S. 115 ff.

[3]) Vergl. die Vorrede zu seinem „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch". Berlin 1741.

forschung in Leipzig geschaffen worden und auf Gottsched[1]) richteten sich Deutschlands Augen. Er hatte auf würdige Erhaltung der Werke deutscher Dichter alter und neuer Zeit gedrungen und so zuerst die Forderung einer kritischen Festlegung des Quellenmaterials aufgestellt; er hatte durch seine grammatischen Arbeiten wesentlich zur Feststellung einer allgemeinen nhd. Schriftsprache beigetragen. So schien er berufen, mit Hilfe seiner Anhänger das grosse Werk zu vollbringen. Aber es blieb auch hier bei Versprechungen, Ermunterungen[2]) und überaus dürftigen Proben. So musste Lessing[3]) im Jahre 1759 in seinem Wb. zu Logau noch immer mahnen, dass ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wb. unserer Sprache sein würden und noch im Todesjahre Gottscheds (1766) rief Herder[4]) in den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur“ laut nach einem deutschen Johnson[5]), der die Landeskinder zähle und ordne. Lessing hatte, wie Johann Heinrich Voss[6]) berichtet, selbst eine Abhandlung über die Einrichtung eines deutschen Wb.s geschrieben, die aber mit den bereits begonnenen Sammlungen dazu verloren ging. In Zusammenhang damit steht Nicolais[7]) Plan. Er verdient Erwähnung[8]), weil er vorwegnimmt, was erst nach Adelung durch die Brüder Grimm erreicht wurde: alle Sprachperioden sollten gleichmässig berücksichtigt und beengende Sprachnormen vermieden werden.

1) Vgl. Waniek, Gottsched S. 216 ff, 269 ff, 643 ff.

2) Vergl. Schachinger, „Die Bemühungen des Benediktiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Litteratur“ in den „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner und Cistercienser Orden“ Bd. 10,283.

3) Lachmann-Muncker 7,31.

4) Suphan 1,217 u. 158.

5) Dictionary of the english language. London 1755.

6) Krit. Blätter 1,444.

7) Voss, Krit. Bl. 1,444 u. Lessings Briefwechsel mit Nicolai S. 227.

8) Vergl. Scherer, Jacob Grimm. Berlin 1885. S. 311.

Zu Adelungs classischer sächsischer Periode stand er natürlich in bewusstem Gegensatz. Nah an Adelungs Zeit reichen die lexikalischen Arbeiten des Basler Gelehrten Spreng[1]), die einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Nach Gottscheds Tode übergab der Leipziger Verleger Breitkopf, der schon einen Vertrag mit Gottsched über das Wb. abgeschlossen hatte. dessen hinterlassene Papiere an Adelung. Dieser aber fand sie so unzureichend, dass er sich auf Zureden des getäuschten Verlegers entschloss, selbst ein Wb. zu liefern.[2])

Johann Christoph Adelung kam also zunächst durch einen äusseren Zufall zur Übernahme einer Arbeit. für die er nachher so viel inneren Beruf zeigte. Die vorhergehende litterarische Thätigkeit des damals Fünfunddreissigjährigen, der sein Amt als Gymnasialprofessor in Erfurt wegen religiöser Streitigkeiten hatte verlassen müssen und nun seit acht Jahren als unabhängiger Schriftsteller in Leipzig lebte, hatte ihn zu keinerlei grammatischen Arbeiten geführt. Sie zeigt auf mannigfaltigen Gebieten der Publicistik einen ziemlich niedrigen Stand und hat mit Recht Scherers[3]) Tadel gefunden. Aber die Not zwang ihn, zu ergreifen, was sich bot. Ohne alle eigenen Vorarbeiten und ohne jede fremde Hülfe begann und vollendete er das unternommene Werk. Schon 1774 erschien der erste Band seines

„Versuchs eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten. besonders aber der oberdeutschen.“

Der Titel zeigt: auf ein allgemeines deutsches Wb., von dem noch im selben Jahre Klopstocks „Gelehrten-

---

[1]) Vergl. Rüdiger, Zuwachs (s. hier S. 5 Anm. 1.) 4,177 und die dort citierte Litteratur; Socin, Allg. Deutsche Biographie 35, 292.

[2]) Vergl. Ebert, Ersch und Gruber, Encyklopädie 1,405 („Adelung“); dazu: Wb. (1) Vorr. S. III.

[3]) Allgemeine Deutsche Biographie 1,80—84 (Kleine Schriften 1,213—17).

republik“ (5. „Abend“) sehr obenhin sprach, war auch hier bewusst Verzicht geleistet. Allein die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache sollte das Wb. selbständig betrachten, die Mundarten nur zu ihrer Erhellung heranziehen. Bloss der erste Teil des grossen Planes schien geleistet und noch 1792, als die Akademie von neuem auf den Plan zurückgriff, hiess es, „in Absicht des Hochdeutschen“ [1]) bedürfe es nur einzelner Nachträge zum Ad.schen Wb. Aber Ad. hatte denn doch sehr viel mehr erreicht.

Schon seine Zeit befremdete es, von einer hochdeutschen „Mundart“ reden zu hören. Der Hallische Rektor Rüdiger[2]), der sonst die Verdienste Ad.s vollauf und freudig würdigt, schalt diese Bezeichnung geradezu eine Herabwürdigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, des gemeinsamen durch dreihundertjährige Arbeit errungenen Besitzes. Ad. nannte das Hochdeutsche eine Mundart, weil er meinte, es sei gleichbedeutend mit der Umgangssprache der gebildeten Stände Obersachsens, das dem aus Pommern Gebürtigen, wie einst dem Ostpreussen Gottsched, zur zweiten Heimat geworden war. Diese Einseitigkeit hängt mit seiner ganzen Vorstellung von der Entwicklung der nhd. Schriftsprache zusammen. Er hat sich darüber mehrmals ausführlich geäussert, zuerst in der Vorrede zum Wb. (1)[3]), dann in der Einleitung zu seinem „Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache“,[4]) endlich in seinem „Magazin für die deutsche Sprache“,[5]) einer in den Jahren 1782—84 erschienenen Vierteljahrschrift, die

---

[1]) Vergl. den Bericht Rüdigers in dessen Neuestem Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, Leipzig 1782—96, 5. Stück S. 13 und dazu Harnack Gesch. d. Akademie Bd. 1,18 Anm. 1.

[2]) A. a. O. (vergl. 13) 2. Stück S. 22.

[3]) Vergl. bes. § 4 u. 10

[4]) Lehrgeb. Bd. 1,61.

[5]) Vergl. Bd. 1,1, 1—31, 84 ff, 1,4, 79 ff, 112 ff, 134 ff. 2,2, 1 ff. 2,4, 138 ff.

er zur Förderung des allgemeinen Interesses am Leben der Sprache begründete und selbständig ausstattete und die ungefähr den Höhepunkt seiner sprachlichen Thätigkeit bezeichnet. Von jener ersten Ausführung bis zu den hier erschienenen Aufsätzen vollzieht sich ein merkwürdiger Umschwung. Anfangs äusserte er sich sehr massvoll: die hochdeutsche Mundart sei die meissnische oder obersächsische, sofern sie seit der Reformation die Hofsprache der Gelehrsamkeit geworden sei, und habe seitdem durch die Schriftsteller aller Mundarten allerlei Veränderungen erfahren. Hier setzt er deutlich die Ueberlieferung Gottscheds [1]) fort. Dieser hatte ja die nhd. Sprache als eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden bezeichnet, die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe und die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege. Auch spricht Ad. hier von der noch immer fortdauernden Unbeständigkeit und Veränderlichkeit, die sie durch neue Wahrheiten, neue Einkleidungen alter Wahrheiten, selbst neue Vorurteile erfahre. „Sie fixieren“, bemerkt er, [2]) „und auf alle folgende Zeitalter einschränken wollen, heisst den Lauf aller menschlichen Dinge verkennen.“ Wir hören einen Mann, der im Gefühle der Sicherheit ruhig auf den erworbenen Sprachbesitz schaut und mit gemässigter fortschrittlicher Gesinnung sparsame Vermehrung nicht scheut. Dagegen in dem Aufsatze: „Was ist Hochdeutsch“, der sein „Magazin“ einleitet, und in den späteren Abhandlungen über die nhd. Sprache und Litteratur ist ihm Hochdeutsch gleichbedeutend mit der Umgangssprache der höheren Gesellschaftsklassen in Obersachsen und zwar nur mit dieser, ist ihm der Höhepunkt der Sprach- und Litteraturentwicklung der Zeitraum von 1740—60, in dem die Litteratur ihren „einigen (einzigen) wahren, männlichen Grad“ erreicht habe. Diese merkwürdige Umkehr zu einer schroff reactionären Gesinnung

---

[1]) Deutsche Sprachkunst, Leipzig 1776 (6. Auflage) S. 2.

[2]) Wb. (1) Vorr. § 15.

können in ihm nur die gleichzeitigen Erscheinungen in der deutschen Litteratur bewirkt haben. Der erste Band des Wb. (1) war, wie gesagt, im Wertherjahr erschienen. In dem folgenden Zeitraum erhebt sich jene Flut von meist elenden äusserlichen Nachahmungen des grossen Herzensromans und des ein Jahr früher erschienenen „Götz“, die es besonders dadurch Goethe gleichzuthun meinen, dass sie die Sprache gegen alle Regeln behandeln. Die grosse litterarische Revolution des Sturms und Drangs bewegt das junge Geschlecht. Sie bedeutete wirklich noch einmal eine Gefährdung unserer grammatischen Einheit und musste Ad. mit tiefer Besorgnis erfüllen. Er sah die Voraussetzungen, unter denen er sein grosses Werk begonnen hatte, in Gefahr aufgehoben zu werden; so musste er zur Theorie greifen, sie zu sichern. Jetzt lehrte er, ohne Einheit könne sich keine schöne Nationallitteratur entwickeln, Einheit aber sei die Befolgung gewisser Analogien, die nur in einer bürgerlichen Gemeinschaft zu Stande kommen könnten. Ad. meint hier die Befolgung der einmal üblich gewordenen Declinations- und Conjugationsweisen, der Ablautsreihen und Geschlechtsbestimmungen, sowie den Gebrauch des allgemein bekannten nhd. Wortschatzes, worin ihn, wie die gerügten Fehler zeigen, die Willkürlichkeiten der „neueren Dichter“ am meisten beunruhigten. Jetzt galt es auch, seine Theorie historisch zu stützen, und hierfür bot sich ihm eine ungeahnte, für ihn vielleicht verhängnisvolle Zahl scheinbar untrüglicher geschichtlicher Belege. Die Grammatiker des 17. Jh.s sprechen mit merkwürdiger Gleichmässigkeit die Lehre von dem Vorrange der allein als echt hochdeutsch geltenden meissnisch-obersächsischen Sprache Luthers nach, den diese für Grammatiker des 16. Jh.s, wie Clajus, wirklich haben konnte. Diese Zeugnisse hat der gelehrte und belesene Ad. ziemlich vollständig gesammelt[1]) und für sich benutzt. Aber Ad. zählte die Stimmen und wägte sie nicht;

[1]) Magazin II,1, 1—31.

die beiden wirklich grossen Gelehrten, Schottel und Leibniz, liess er nicht zu Worte kommen. Damit hat Ad. übersehen und seine Zeit übersehen gelehrt, dass doch auch schon das 17. Jh. voll vaterländischer Begeisterung an einer allgemeinen Kunst- und Schriftsprache arbeitete. Denn wenn man vielleicht auch nicht mit Burdach[1]) die Sprache Luthers um 1600 geradezu für tot erklären sollte, einen allein giltigen Massstab gab sie gewiss nicht mehr ab. Ad. hat also den Vorrang der obs. Sprache, den sie dadurch erhielt, dass sie einmal an sich durch Vereinigung ndd. und obd. Eigenarten sich zu einer Vermittelungssprache über beiden Mundarten eignete, und dadurch, dass in ihr ein grosses Werk von unermesslicher Wirkung, die Lutherische Bibelübersetzung, geschaffen ward, unrichtig auch für die späteren Zeiträume verallgemeinert.[2]) Und Luthers Sprachwerk selbst ward in die Theorie gezwängt. Auch er sollte nun eine bereits fertige Umgangssprache aufgenommen und die Bibelsprache nur, soweit sich jene verfeinerte, verbessert haben. Noch heute fehlt das grosse Werk, das diese feinen Vorgänge endgiltig aufklärte. Richtig citiert Ad. eine jener bekannten Äusserungen Luthers über seine Sprachbehandlung: dass er dem gemeinen Manne aufs Maul gesehen habe; doch die andere entscheidende Äusserung über den Anschluss an die kursächsische Kanzlei, hat er ganz ignoriert. Auch Luther also hat sich bewusst einer Kunstform bedient, eben jener „Staatssprache“,[3]) die von der luxemburgisch-böhmischen Kanzlei zu Ende des 14. Jh.s ausging. Ad. durfte an eine wissenschaftliche Begründung seiner Meinung noch nicht denken: ihm sind

---

[1]) Die Einigung der nhd. Schriftsprache, Hallische Habilitationsschrift 1884, S. 11.

[2]) Jakob Grimm (D. Wb. Vorr. XVII) erklärt: „Es kann zugestanden werden, dass manche Verfeinerung des Hochdeutschen damit zusammenhängt, dass Obersachsen Wiege und Hauptsitz der Reformation war, und hat Adelung Grund, den meissnischen Dialekt zu erheben, so muss er hierin gesucht werden.“

[3]) Burdach S. 2.

nicht einmal die beiden Hauptvorgänge bei der Bildung der nhd. Schriftsprache, die Diphthongisierung alter Längen und die Monophthongisierung alter Diphthonge, ganz deutlich zum Bewusstsein gekommen.[1])

Auch für das 18. Jh. konnte Ad. äusserlich seine Theorie leicht durchführen: er wies auf Gellert und die Seinen, sowie vorsichtig auf Gottscheds vergangenen Ruhm — damit schien die Reihe geschlossen. Besonders verdriesslich war seine Theorie natürlich für die Gegenwart. Zwar übte noch immer im südlichen und westlichen Deutschland der Dialekt bis in die geschriebene Rede hinein eine starke Macht, aber in das nördliche Deutschland und in das östliche mittlere war die Schriftsprache bei den Gebildeten längst siegreich eingezogen, und so hatte auch Gottsched[2]) schon in den Kreis der nhd. Sprachreinheit das Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, die Lausitz, Niederschlesien einbezogen. An Gottscheds eigener Lehre hatte dann Berlin so gut wie Königsberg Teil genommen und so eine über dem Dialekt stehende Schriftsprache von neuem zum Princip erhoben; darum war die Anmassung unerträglich. Aber auch sie kann historisch erklärt werden. Ad. betrachtete das Hochdeutsche keineswegs als gleichbedeutend mit dem meissnischen Provincialdialekt, sondern rückte diesem, wie Frau Gottsched in ihrem Lustspiel „Herr Witzling“, wiederholt Fehler vor. Er erkannte also richtig, dass es sich auch in Obersachsen um eine über der Mundart stehende, erwählte Sprache handle, und hätte wohl auch die Teilnahme daran einem grösseren Kreise eingeräumt — wie er es bei einzelnen Ausnahmen in den Provinzen wirklich that —, wär' es ihm nicht nötig erschienen, bei der gleichzeitigen Verwirrung der Büchersprache auf einen fest abgegrenzten lebenden Kreis zu weisen, der als letztes Bollwerk noch die alte Einheit schützte und dies jedem

---

[1]) Jakob Grimm greift als Beispiel heraus, dass er im nhd. ei nicht den verschiedenen Ursprung aus mhd î und ei zu scheiden wusste (D. Wb. Vorr. XXIV).

[2]) Deutsche Sprachkunst 6. A. S. 68.

handgreiflich beweisen konnte. Er liess sich also von dem richtigen Gefühle leiten, dass es gegenüber der neuen Bewegung mit einem Verweise auf eine tote codificierte Büchersprache nicht allein gethan sei, aber die Einschränkung und Anmassung, mit der er etwas an sich Wahres aussprach, hat ihn bis heute trotz allem Ruhm um die rechte freudige Zustimmung gebracht.

Um auch neben der obs. Umgangssprache ein schriftlich festgelegtes Muster zu gewinnen, glitt er in jener geschichtlichen Übersicht auffällig schnell über die von Lessing liebevoll beobachtete Förderung der Sprache durch die schlesischen Dichter hinweg. Sie schien nicht nur eine örtliche Verschiebung jenes Vorrangs von Obersachsen weg zu bedeuten, sondern war auch der Aufstellung neuer classischer Sprachmuster nicht bequem. Gottsched hatte ehrlich genug mit der Geltung Luthers als des Sprachmusters aufgeräumt und an Luthers Stelle Opitz gesetzt. Es hiess für einen Nachfolger Gottscheds folgerichtig vorwärts schreiten, wenn er als neues Muster jenen Schriftstellerkreis der „Bremer Beiträger“ aufstellte, der die durch Gottsched errungene Spracheinheit gleichsam verkörperte. Diese Einheit um jeden Preis zu erhalten und durchzusetzen, damit nicht eine einheitliche nhd. Schriftprosa verloren gehe, war Ad.s Aufgabe. Gewiss hatte Gottsched durch persönlichen Rat und gelegentliche Abhandlungen, besonders aber durch seine „Sprachkunst“ gegenüber der allgemeinen Unsicherheit zur Feststellung viel gethan;[1]) aber Alles war zu sehr zerstreut oder schwer zugänglich. Das Werk, das wie ein Orakel schnell und sicher auf jede grammatische Frage auch dem Uneingeweihten Antwort bot, war er schuldig geblieben, und so drang dadurch, dass es erst im Beginne einer neuen Zeit zu Stande kam, etwas Unhistorisches hinein, das die Stellung des Verfassers sehr erschwerte. Dazu fühlte Ad., dass es auch persönlich be-

---

[1]) Vergl. Eugen Wolff, Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache (s. hier S. 12 Anm. 5) S. 208 ff.

denklich war, die Erbschaft des Vielgescholtenen anzutreten: wenigstens ist nur so die masslos bittere Polemik des sonst sachlichen Gelehrten gegen Gottsched, die fort und fort hervorbricht, recht zu verstehen, wenn man nicht Alles auf das Bestreben schreiben will, die eigene Geltung gegen den noch immer Mächtigen durchzusetzen. Bei dieser Gesinnung will es nicht viel sagen, dass er auch einmal [1]) gegen Wieland Gottscheds allgemein zugestandene Verdienste geltend macht. Auch gegenüber den Schweizern teilte Ad. wohl zwischen Lob und Tadel und suchte sich über die Parteien zu stellen. So war sein Weg anfangs immerhin klar genug vorgezeichnet. Auch von den vereinzelten „nachclassischen" Erscheinungen konnte vorsichtig aufgenommen werden was nicht gegen die Einheit verstiess. Bald aber erhob man bewusst Einspruch wider alle Regel und Einheit, und dies brachte Ad. zu seiner strengen in den späteren Teilen des Wb.s praktisch befolgten, dann auch theoretisch dargelegten Abwehrtheorie.

Als jener Widerspruch sich erhob, entbrannte der letzte Kampf, der um Geltung und Abgrenzung unserer Schriftsprache geführt worden ist. Er ist litterarisch nicht so berühmt geworden wie der frühere zwischen Gottsched und den Schweizern, obwohl er in seinen Folgen wichtiger war. Man fühlte, dass zu viel des Neuen und Hohen zugewachsen war, das über jenen classischen Zeitraum hinausführte, dass trotz allem Unhaltbaren, das der Aufruhr mit sich führte, noch einmal die Grundbedingungen für eine echte und grosse Dichtung in Frage kamen. Aber man kämpfte nicht mehr mit wüsten, zu Büchern aufgeschwellten Pamphleten, sondern mit grossen, grundlegenden Schöpfungen. Was sonst noch von persönlichem Einfluss, von Witz und Galle aufgewandt ward, ging in der meist bunten, duldsamen Gesellschaft der Zeitschriften seinen Weg.

---

[1]) Magazin I, 4,93.

Gleich nach Erscheinen des Magazins erliess Wieland[1]) im „Teutschen Merkur“ anonym zwei Artikel unter demselben Titel wie der Ad.sche: „Was ist Hochdeutsch“. Mit einem dritten griff er scheinbar vermittelnd unter seinem wahren Namen zwischen den streitenden Parteien ein. Rüdiger[2]) übte in seinem „Neuesten Zuwachs“ besonnene und sachliche Kritik. Bürger schrieb an Dieterich, er wolle Ad. befehden, sich aber besser rüsten als die bisherigen Gegner, die in „kurzen Nachtjäckchen gegen den geharnischten Mann aufgetreten“ seien[3]). Doch brachte er noch im selben Jahre nur einen ziemlich dürftigen Protest vor,[4]) während er sich später in den interessanten „Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen über deutsche Schreibart auf Universitäten 1787“ gründlicher gegen Ad. wandte.[5]) Die mannigfaltigen kleineren Angriffe und Zurechtweisungen in anderen Zeitschriften können übergangen werden. Es wurde den Gegnern Ad.s nicht schwer, die angreifbaren Punkte in seiner geschichtlichen Theorie der nhd. Schriftsprache zu finden: jedesfalls war es von grossem Nutzen, dass diese Fragen wieder einmal gründlicher behandelt wurden. Heftiger war die Erregung und der Widerspruch gegen seine Lehre von dem classischen Zeitraum. Deutlich genug hiess es in den stets kampfbereiten Erwiderungen Ad.s: „Ich frage, ob unsere Litteratur eine Einheit hat, wenn bald Morgenländische, bald Lappländische Schwünge des Geistes, bald fremde Sylbenmasse, bald Barden- und Druidenreligion darin

---

1) „Teutscher Merkur“ 1782 (Nov. u. Dec.), 1783 (April) abgedruckt in den „Sämmtl. Werken“ hrsgeg. von Gruber (Leipzig 1818 ff.) Bd. 44, 193—256.

2) Neuester Zuwachs 2. Stück, S. 1 ff.

3) Vergl. Strodtmann, Bürgers Briefwechsel. 3,112 (Berlin 1874).

4) Vergl. Werke, hrsgeg. von Grisebach. Berlin 1894, S. 314—18.

5) Vergl. Julius Sahr „Bürger als Lehrer der deutschen Sprache“ in der „Festschrift zum 70. Geburtstage Rud. Hildebrands“ (=3. Erg.-heft zum 8. Jahrgang der Zs. f. d. dtsch. Unterricht) 1894, S. 310—50, bes. S. 347.

herrschen?" [1]) und ein ander Mal: „Ist Einheit, wenn die Dichtung hier kalte Prosa und dort abenteuerlicher Schwulst ist? Wenn deutsche Musen hier auf Griechischen und Römischen Krücken einherhinken und dort wieder Geister- und Gespenstermärchen faseln, welche die höhere Kultur mit Mühe aus den Köpfen verbannet hat?" [2]) Ad. hat hier richtig vorgedeutet, dass die neu erwachende Litteratur nur in der Befolgung ihrer nationalen Eigenart ihre wahre Erhebung finden würde, wie es Herder, gegen dessen kosmopolitische Interpretationspoesie sich z. T. seine Vorwürfe richteten, selbst wiederholt aussprach. Aber diesem Patriotismus haftete noch etwas von jener Äusserlichkeit an, wie sie etwa auch der Gottschedische zeigt. Zweitens war es die Form der neueren Schriften, gegen die Ad. eiferte. Man wollte der Sprache neues Lebensblut zuführen, indem man kraftvolle Wörter aus der alten Sprache oder auch mundartliche aus der Gegenwart aufnahm, indem man eigenrichtig kühne Neubildungen in Ableitung, Zusammensetzung und Wortfügung in Umlauf setzte. Man gebrauchte volkstümliche Flexionsweisen, Kürzungen durch Apokope und Synkope, sowie auffällige Inversionen und Ellipsen, um der Sprache Gedrungenheit, Bewegung, Leidenschaft zu verleihen. Ad. verwarf all das als Verstösse gegen die „feine Empfindung des wirklich Schönen, das Lebensfähige missachtend, das darin lag. Auch Wieland gesteht zu, dass in neuerer Zeit junge Skribenten die Sprache über die durch ihre Natur, Logik und Ästhetik gesetzten Grenzen getrieben und mit Schnitzern oder harten Provincialismen Ausschweifungen begangen hätten. Trotzdem könne man in Fällen der Not aus den älteren deutschen Dialekten wie aus Fundgruben schöpfen, die Dichtersprache dürfe nicht verengt werden; das sei das königliche Vorrecht der Dichter, und Freiheit sei das Element, in dem Genie, Witz und Laune allein leben könnten. Ad. ahnte

[1]) Magazin I, 4,146.
[2]) Magazin I, 4,122.

nicht, dass hier selbst ein grosser, formal so durchgebildeter Schriftsteller für sein Recht focht und sich zum Stimmführer des Kreises machte, der bald die neue Einheit ruhmvoll heraufführen sollte. Von Berlin aus vertrat Biester,[1] einer der Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift" das Recht der „Genies". „Alle Kräfte sind gespannt," frohlockte man, „wer kann jetzt schon an Stillstand denken?" Es sei ein Vorteil für Deutschland, dass jene Einheit von 1740—60 überwunden sei, dass die Nation in der Sprache noch keine neuen Fesseln trage, dass sie keine Akademie wie Frankreich, kein kanonisches Buch habe. Jeder Schriftsteller dürfe sich des Rechts bedienen, Original zu sein und in Sachen der Aufklärung und des Genies kein Nonplusultra zu kennen. Übrigens wurde die Geltung der positiven Leistungen Ad.s von seinen Gegnern trotz manchem scharfen Wort stets anerkannt, und Ad. selbst gestand schliesslich: auch die übrigen in den Provinzen zerstreuten Glieder — der Ausdruck ist allerdings noch immer sehr bezeichnend — könnten an jener Spracheinheit Teil haben und Sprache und Litteratur mit strengster Befolgung der Einheit fortbilden. Ja, er musste sogar zugeben, das auf seinen Lorbeern eingeschlafene Obersachsen zehre nur noch von vergangenem Ruhm. So kann es als sein letztes Wort in diesem Streite gelten, wenn er sagt: Man übertreffe Sachsen, soweit man wolle, nur verletze man die Einheit nicht."[2])

Der Friede ward auch äusserlich bald genug geschlossen. Wieland, der zuerst auf dem Plan erschienen war, nagelte sich später Ad.s Wb. „auf den Pult",[3]) wie er auch schon in jenem Streite Ad. persönlich mit der grössten Hoch-

[1]) Berlinische Monatsschrift hrsgeg. von Gedicke und Biester 1,189—199: „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?"

[2]) Magazin I, 4,152.

[3]) Vergl. Klopstock, Grammatische Gespräche. 4. Zwischengespräch gegen Ende (Göschen 1855, Bd. 9,92).

achtung behandelt hatte.[1]) Für Goethe selbst war, wie sich in der ersten eigenen Sammlung seiner Schriften (1786 ff.) zeigt, der „Sturm und Drang", den er eingeleitet hatte, bald genug vergangen; so befragten auch er und Schiller fleissig Ad.s „Orakel",[2]) wiewohl ihm in den Xenien[3]) als dem Wassermann im Tierkreis und als Anatomen einige lustige Hiebe nicht erspart blieben. Selbst einer seiner späteren Gegner, Radloff,[4]) Campes Gehilfe, gesteht 1804: Ad.s Wb. sei bisher beinahe der einzige Ratgeber der Deutschen gewesen; „Schriftenbeurteiler berichtigten danach die Schriftsteller, diese änderten nach dieser und jenes Aussprüchen ihre Werke, . . . seit 1780 fertigte man ausländisch-deutsche Wörterbücher aller Art nach ihm . . . dieses Werk . . . hatte nahe ein Jahrdreissig mehr Einfluss auf die Sprache, als gleichen Zeitraums irgend ein anderes Werk auf seine Wissenschaft."

Ad. hat also an seinem Teil der neuen sprachlich einigenden, doch ihrerseits nicht abschliessenden „classischen" Litteratur vorgearbeitet. Den Einfluss seiner grammatisch-kritischen und ästhetischen Normen, soweit sie positiver Natur sind, etwa aus den Varianten massgebender Schriftsteller zu erweisen, muss füglich Einzeluntersuchungen überlassen bleiben; es fehlt dazu auch die ersehnte kritische Ausgabe des Dichters, der ihn am meisten zeigen würde, Wielands. Diese Arbeit will nur die Grundsätze erörtern, nach denen Ad. in der Behandlung des für ihn allgemein giltigen Wortschatzes verfuhr, und wenigstens für den rein lexikalischen Teil des neuen Stiles darthun, wie Ad. durch seine teils abweisende, teils auch zustimmende Haltung willkommene Belege zur Gebrauchsgeschichte der Wörter

[1]) Vergl. Ad.s Antwort an Wieland vom 8. December 1782 (Kgl. Bibliothek in Dresden). Es ist leider einer der wenigen Briefe Ad.s, die ich habe auffinden können.

[2]) Vergl. Briefwechsel zw. Goethe und Schiller; Schillers Brief vom 26. Januar 1804.

[3]) Vergl. Xenien 1796, hrsgeg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Weimar 1893 Nr. 114. 353 (auch 788) mit den Anmerkungen.

[4]) Neuer Teutscher Merkur 1804, 2. Stück S. 246 f.

bietet. Ad. hat auch durch Normierung des Laut- und Flexionsstandes in seinem Wb. massgebend gewirkt; da diese jedoch nur im Zusammenhang mit seinen grossen grammatischen Arbeiten behandelt werden kann, durfte mein bloss lexikalischer Versuch davon absehen. Im zweiten Teil konnte wegen des Umfanges des Stoffes Willkürlichkeit in der Wahl der Belege nicht ausbleiben.

Gegen Ad.s Geltung vermochten die Angriffe, die er auch später noch erfuhr, nur wenig auszurichten. In den „Grammatischen Gesprächen“ [1] (1794) verspottete Klopstock Ad.s Definitionen einiger Wörter und Ableitungssilben. Natürlich mussten dem Dichter Klopstock, der selbst überaus feine theoretische Anmerkungen über die Sprache der Poesie gemacht hatte, Ad.s Regeln zuwider sein; die Grundlagen aber waren doch gleich, da Klopstock sein Streben nach Reinheit der Sprache auch auf die Provincialismen ausdehnte. In einer verspäteten Recension der Grammatischen Gespräche vom Jahre 1804 trat Voss[2]) noch einmal mit den gröbsten Waffen gegen Ad. auf. Sachlich bringt er, wie der durch Ad.s Erwiderung[3]) aufgestachelte Radloff,[4]) nichts Neues. Richtig bemerkte Einzelheiten sind später zu erwähnen. Ad. leitet den heftigen, auch von Jakob Grimm[5]) als unbillig gerügten Ton der Recension wohl treffend aus Vossens Absicht[6]) her, selbst ein Wb. zu schreiben.

[1]) 4. Zwischengespräch am Anfang (vergl. 22).

[2]) Jenaische Allgem. Litt.-Zeitung, Jan. und Febr. 1804, abgedruckt in den „Kritischen Blättern“ von Voss, Stuttgart 1828, Bd. 1, 365—501: „Über Klopstocks Grammat. Gespräche u. Ad.s Wb.“

[3]) Neue Leipziger Litt.-Zeitung, März 1804. Intelligenz-Blatt St. 15: „Über Herrn Vossens Beurtheilung meines Wörterbuchs.“

[4]) S. o. S. 15 Anm. 4: „Über Herrn Ad.s Schutzrede gegen Herrn Vossens Beurtheilung seines Wbs.“ Vergl. dazu: Geiger, Zs. für vergleich. Litt.-Gesch. N. F. 11, 199—205.

[5]) D. Wb. Vorr. Spalte XXIV.

[6]) Vergl. den Brief des jungen Voss an Goethe vom 7. Dec. 1806 (Goethe-Jahrbuch Bd. 5, 53), in dem er über seinen Vater sagt: „Jetzt sammelt er wieder für sein Lexikon“. Herbst, J. H. Voss, Bd. II, 2, 42 u. I, 82.

Dem folgenden besonderen Teil ist die erste Auflage des Ad.schen Wbs. zu Grunde gelegt, dessen Abschluss sich bis zum Jahre 1786 verzögerte, das aber schon 1780, wo es bis zum Buchstaben V einschliesslich erschienen war, ziemlich vollständig war. Die zweite Auflage des Werkes ist in den Jahren 1793—1801 erschienen. Alle späteren Auflagen sind wertlos oder blosse Abdrücke. Auch bei der zweiten Auflage konnte von einer gleichmässigen Verarbeitung hier abgesehen werden, weil Ad. nicht mehr grundsätzlich geändert, sondern nur Einzelheiten berichtigt, besonders aber die Polemik gegen Schriftsteller und Sprachforscher zumeist gemildert hat. Diese leisen Abschwächungen geben oft erwünschten Aufschluss über die Gebrauchsgeschichte eines Wortes und wurden berücksichtigt. Das Ganze dem gewaltigen Fortschritt der Zeit anzupassen, hätte eine Neuschöpfung von Ad. verlangt; das war ihm schon während des ersten Erscheinens nicht mehr gut möglich, obwohl er um 1774 bescheiden den Anspruch erheben konnte, ein modernes Werk geliefert zu haben. Auch nahmen gegen Ende seines Lebens in Dresden historische Arbeiten seine Hauptkraft in Anspruch. Um Zugeständnisse zu machen und durchzuführen, hätt er auf dem Laufenden bleiben müssen; so war es besser, dass er sich nicht auf Halbheiten einliess. Gerade „in engem, freiwillig gestecktem Befang“, sagt Jakob Grimm.[1] „war mit reichem, allen nützendem Ertrag geerntet worden“.

Belege.

Ad. stellte wiederholt die Behauptung auf, Schriftsteller als solche vermöchten die Sprache nicht auszubilden. Er hatte hierbei nur die Einführung neuer willkürlicher Flexionen, Verkürzungen u. s. f. im Sinne, denn in der Bereicherung und Verschönerung der Sprache gesteht Ad. den Schriftstellern „wegen der feinen Empfindung an dem

[1]) D. Wb. Sp. XXIV der Vorrede.

Guten und Schönen", mit der sie das Beste aus der Umgangssprache heraushöben sowie Ableitungen und Zusammensetzungen vornähmen, einen bescheidenen Einfluss zu.[1]) Aber er hat nur zu oft auch von dieser „höheren" Ausbildung abgesehen. Er konnte es so leicht, weil er eine ganz unkünstlerische, unpoetische Natur war. Das wüssten wir schon aus seiner einseitigen Überschätzung der Umgangssprache, hätte er auch nicht mehrmals seine Geringschätzung für die Dichter ausgesprochen, da ihm die „schöne Litteratur weniger am Herzen" liege[2]) und ihm „nur Nebensache"[3]) sei. Also bloss als schmückendes Beiwerk giebt Ad. Belege aus der deutschen Litteratur; gelegentlich auch, wie er selbst erklärt,[4]) um ältere, noch viel gelesene, aber schon schwer verständliche Schriften zu glossieren oder vor ihrer Nachahmung zu warnen. Äusserlich hat Ad. dies schon dadurch gezeigt, dass er mit Ausnahme der Bibelstellen nie den Ort eines Citats angab, also auch nicht zu näherer Beschäftigung reizen wollte. Nichts lag ihm also ferner, als „die Gewalt der Poesie, die in jeder Sprache das meiste vermag, vor Augen zu stellen".[5])

Das Althochdeutsche hat Ad., wie die anderen germanischen Dialekte, nur zu etymologischen Zwecken herangezogen. Für mhd. Dichtung mutet er seinen Lesern schon Verständnis und Teilnahme zu. Besonders reichlich sind die Minnesänger benutzt, die ja 1758/9 durch Bodmer nach der Pariser Handschrift herausgegeben waren. Sehr viel weniger sind die etwas früher erschienenen Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger[6]) benutzt, als deren Verfasser Lessing Boner erkannte. Ganz entgangen ist ihm wie den meisten seiner Zeitgenossen das Verständnis für

[1]) Vergl. Magazin II 2, 6 f.
[2]) ebd, I 4, 134.
[3]) ebd. I 4, 143.
[4]) Wb. (1) Vorr. § 22.
[5]) D. Wb. Vorr. XXXVI.
[6]) Vergl. u. „Fluhe", „Geld".

die gleichzeitig mit den „Fabeln" unter dem Titel „Chriemhilden Rache" herausgegebenen Bruchstücke unseres Nationalepos; wo er es einmal anführt, scheint er das angehängte dürftige Glossar[1]) benutzt zu haben, wie er auch die durch Pez 1745 herausgegebene Reimchronik des Ottokar von Steier meist nach dem Wb.[2]) anführt. Einige Belege aus dem „Heldenbuch" sowie aus verschiedenen alten Urkunden sind meist sekundären Quellen entlehnt. Sonst ist nur noch das grosse höchst dankenswerte, von Schilter begonnene, von Scherz 1728 zum Abschluss gebrachte Sammelwerk zu nennen, das unter dem Titel *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum* fast die gesammte bis dahin bekannte altdeutsche Litteratur zusammenfasste und auch einiges Mhd. bot: das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das Ad. selbständig benutzt hat und oft citiert (als das „alte Gedicht auf Carln den Grossen", da der Verfasser noch unbekannt war), ferner Strickers Karl, das Lehrgedicht des Winsbeken und den Schwabenspiegel, die seltener erscheinen. Das so dürftige mhd. Belegmaterial entsprach dem Stande der damaligen Veröffentlichungen; was bis 1774 gedruckt vorlag hat Ad. herangezogen. Dann aber musste ihm die Erkenntnis sich aufdrängen, dass dieser Teil der deutschen Sprachentwicklung schwerlich in den grossen Plan des Wb.s vollständig einzuziehen war, sondern getrennte Behandlung erforderte, wie ihm gewiss auch die Vorbereitungen zu dem seit 1781 erschienenen mhd. Wb. von Scherz und Oberlin nicht unbekannt waren. Endlich lag ihm eine Belebung dieser Studien durchaus fern. Das zeigt sich, wenn er auf den Vorwurf, dass die Leipziger Gelehrten die in ihrer Stadt ruhenden handschriftlichen Sprachdenkmäler nicht genügend ausnutzten, erwidert, der Gewinn davon werde immer für zu gross gehalten.[3]) Man sieht, noch war die Geburtsstunde der deutschen Philologie nicht gekommen. Auch bemerkt Ad.,

[1]) Vergl. u. „Gnade", „Geld".
[2]) Vergl. u. „belangen", „kostbar" u. a.
[3]) Vergl. Waniek, Gottsched S. 645 f.

dass die vorhandenen Schätze nicht eben gross seien und nur aus einer Abschrift des Sachsenspiegels und des Renners, sowie einigen Minneliedern beständen.[1]) Gottsched aber hatte schon weit reichere Sammlungen angelegt, die Ad. sich hätte beschaffen können, darunter Eilharts Tristrant, den deutschen Cato, die Eneit Heinrichs von Veldeke, den Lancelet.

Aus der frühneuhochdeutschen Zeit hat Ad. ganz auffallend häufig den „Theuerdank" Kaiser Maximilians ausgeschrieben und so aus äusserlichen Gründen diesem Buche eine bevorzugte Stellung eingeräumt, die ihm sein dichterischer Wert gewiss nicht giebt; auch der Sprachstand bildete für Ad. noch keine Quelle der Forschung. Sonst findet sich nur noch die 1514 in Mainz gedruckte Livius-Übersetzung angeführt, sowie zwei Volksbücher des 15. Jh.s, das weitverbreitete „Buch der Natur", das er in einem Augsburger Drucke von 1483 benutzte und das auf die spätmhd. Fassung Konrads von Megenberg zurückgeht, und der 1490 gedruckte „Garten der Gesundheit". Die grossen, bedeutenden Schriftsteller, denen doch Lessing nachging, fehlen also auch hier, wie Voss mit Recht rügt. Denn einige Stellen Brants und Geilers lieh ihm Frisch.

Aus Luthers Bibel hat er aber in vielen Artikeln, ohne etwa feine Bedeutungsunterschiede zu entwickeln, die Belege so gehäuft, dass er sich in der zweiten Auflage des Wb.s, wie er selbst im Vorwort bemerkt, genötigt sah, viele zu streichen. Dagegen blieben die anderen Schriften Luthers unbeachtet, was wiederum Voss heftig tadelt. Dieser meinte, Ad. habe keinen Sinn für die „altertümliche Würde und gediegene Kraft" im Ausdruck Luthers, die ihm in den Augen des jungen Geschlechts den höchsten Wert verliehen. Während sie sich freuten, das ehrwürdige Buch frei von den „Schlacken des täglichen Gebrauchs" zu finden, hielt Ad. für zweckmässig, an dunklen Stellen die damals moderne Übersetzung des Alten

[1]) Magazin I, 3, 153.

Testamentes, die Michaelis auf Drängen Lessings angefertigt hatte, mit ihrem ganz unpoetischen, platt rationalistischen Ausdruck danebenzuhalten. Aber diese Vergleichungen verschwinden fast gegen die reiche Fülle der Lutherbelege. So bot Ad., ob bewusst oder unbewusst, doch in seinem Wb. was der Zeit not that und was auch das junge Geschlecht ihr wieder zuführen wollte, altes urkräftiges Lutherdeutsch. Vielleicht wirkte die ruhige, tendenzlose Aufzeichnung gerade am meisten. Er liess sich natürlich zunächst auch hier von seinem Sinn für das Zeitgemässe leiten, denn er setzte die Bibel in Aller Händen voraus. Gleich Lessing und Herder die Aufmerksamkeit auf bisher nicht genug beachtete Schriften zu lenken, fühlte er sich auch hier nicht berufen. So kommt ausser Luther das 16. Jh. nicht zu seinem Recht. Aus Hans Sachs waren wirklich nur, wie Voss [1]) bemerkt, „ein paar Reime die ganze Ernte des weiten fruchtreichen Gefildes". Goethe hatte 1776 in „Hans Sachsens poetischer Sendung" der Auffassung des jungen Geschlechtes Worte geliehen. Ad.[2]) erwidert, der sonderbare Mann sei in den neuesten Zeiten ein wenig zu sehr über seinen wahren Wert erhoben worden, denn sein lebhafter Witz und die für seine Zeit fliessende Sprache könne dem gänzlichen Mangel des reinen und guten Geschmacks doch nicht das Gegengewicht halten. So erklärt er ihn geradezu für unlesbar und will seine Tage „um deswillen eben nicht verzärtelt" schelten lassen.

Die Limburger Chronik sowie die Chroniken von Tschudi, Fronsberg und Wurstisen sind meist nach Frisch citiert. Fischart fehlt ganz, obwohl auch auf ihn schon Bodmer,[3]) wie auf die Tüchtigkeit des 16. Jhs. überhaupt, lobend gewiesen hatte. Aber Ad.[4]) stiess ihn schroff als „Muster des Afterkomischen" von sich, dessen ganzer Witz

[1]) A. a. O. S. 432 (vergl. S. 16 Anm. 2).

[2]) Magazin I 3, 143.

[3]) Bodmer, Sammlung Critischer . . . Schriften. 7. Stück (1743) S. 54 ff.

[4]) Dtsch. Stil 2, 245.

in „Ausbrütung alberner neuer Wörter“ und in „armseligen Wortspielen“ bestehe.

Auch für das 18. Jh. hat Ad. einen hervorragenden Schriftsteller, Opitz, besonders bevorzugt, folgt also trotz seiner theoretischen Abweisung praktisch doch noch der Überlieferung Gottscheds. Sogar auf Besonderheiten, die nur bei ihm vorkommen, nimmt er weitgehende Rücksicht. Das konnte für die Sprachbereicherung dieselbe, wenn auch unbeabsichtigte Folge haben wie die reichliche Citierung Luthers.[1]) Die übrigen Schlesier sind spärlich, aber immerhin gleichmässig benutzt, Logau und Günther häufiger, seltener Gryphius, Lohenstein, Hofmanswaldau. Auch Lessings Scultetus hat ihm einige Stellen zugebracht, er wahrt sich aber sein Urteil über die häufig etwas verstiegene Ausdrucksweise des jungen Dichters.[2]) Sonst begegnen noch Canitz, Neukirch, Fleming und Abels Boileau-Übersetzung. Es sind die Dichter, die auch in den Gottschedischen Kreis hineingeragt hatten. Weiter ging Ad.s Teilnahme noch nicht.

Für das 18. Jh. hat Ad. seine Lehre von dem classischen Zeitraum auch praktisch dadurch betätigt, dass er Gellert fast bei keinem Artikel fehlen liess; sehr häufig erscheinen auch Weisse und Johann Elias Schlegel, seltener Rabener, Cramer, Ebert, Giseke. So sind die „Bremer Beiträger“ fast vollzählig beisammen. Auch die anderen sächsischen Dichter kommen hier natürlich ganz besonders zu ihrem Recht: Rost, Lichtwer, Kästner, Brawe neben dem Ansbacher Cronegk, der Odensänger Bernhardi, die Lustspieldichter Matthesius und Crüger, der Satiriker Michaelis. Neben ihnen tritt der einstige Dictator Leipzigs nur auf, um Tadel zu ernten. Ad. will auch hier zeigen, dass er keineswegs Gottscheds Nachfolger heissen möchte. Dagegen sind die Schweizer nicht selten benutzt. Zwar wird

[1]) Heynatz empfiehlt z. B. durch Ad.s Excerpt angeregt „abschwinden“ zum Neugebrauch.

[2]) Vergl. über die bekannte in der Nachahmung Kleists von Lessing bewunderte Stelle Dtsch. Stil 2, 284.

Haller gelegentlich[1]) gemeistert; doch um einer anderen Stelle willen (vergl. „Raupenstand"), die bei innerer Kraft keineswegs glückliche Bilder enthält, reiht er einen besonderen Artikel ein, Schönaichs berüchtigtes „Neologisches Wörterbuch" heftig tadelnd, das die schöne Stelle, wie so viele, mit Unsinn beschüttet habe. Gessners Idyllen liefern ihm eine reiche Ausbeute, ihre Naturbilder kehren immer wieder. Dem Umfang entsprechend sind auch des Schweizer Arztes Zimmermann schwermütige „Betrachtungen über die Einsamkeit" dankbar benutzt. Die theoretischen Schriften der Schweizer hatte Ad. natürlich fleissig gelesen. Ihnen entnimmt er einmal eine Stelle aus Bodmers Milton.[2]) Des Schweizerischen Apostels Sulzer „Allgemeine Theorie der schönen Künste" eignete sich wegen ihrer lexikalischen Anordnung besonders gut für Ad.s Zwecke. Von den östlichen Oberdeutschen nennt er zwar die Österreicher Denis, Mastalier, Sonnenfels u. a. würdig, in Ansehung der Sprache den besten Schriftstellern der Nation an die Seite gesetzt zu werden,[3]) vernachlässigt sie aber im Wb. (1). Im Wb. (2) hat er dies ein wenig ausgeglichen. Von den Norddeutschen gilt ihm Hagedorn auch sprachlich als unbedingtes Muster. Ein Mann recht nach Ad.s Herzen ist der Altonaer Dusch. Wie Ad. ein „Pfadsucher zwischen Leipzig und Zürich",[4]) macht er mit seinem gezierten Geschmack und der „schwammigen Fülle" seiner moralischen Betrachtungen im Wb. beinahe Gellert den Rang streitig. Auf Preussen ist Ad. politisch nicht gut zu sprechen. Von dem „ökonomisch-militärischen"[5]) Geiste des grossen Königs kann er kein Heil für die Litteratur erwarten, wie er auch die Blüteperiode Sachsens mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges enden lässt. Doch den Dichtern Preussens lässt er volle Ehre widerfahren. Ramler ist ihm

[1]) Vergl. u. „durch" „Schreyer".
[2]) Vergl. u. „entwerden".
[3]) Lehrgeb. 1, 86.
[4]) Erich Schmidt, Lessing 1, 408.
[5]) Magazin I, 4, 154 und II, 2, 18.

einer der ersten Nationalschriftsteller und durchschreitet oft mit „Odenstelzgang“ die Columnen. Ad. teilt die hohe Bewunderung der Zeitgenossen für Kleists „Frühling“; seine anderen Gedichte fehlen nicht. Gleim wird neben Freund Uz reichlich gewürdigt. Der Pommer Hermes ist in Ad.s Sinne durchaus „korrekt“, während sich der ältere in Rendsburg erzogene Amthor einen Verstoss nachweisen lassen muss, der Niedersachsen begegne, „wenn sie hochdeutsch reden wollen“.[1]) Nur in der Theorie will Ad. Obersachsens Sprachrichteramt uneingeschränkt bewahrt wissen. Unter „Ort“ bemerkt er: „Überhaupt zeigen sich die Berliner Bibliothekare (er meint die Leiter der „Berliner Allgemeinen Deutschen Bibliothek“) von einer sehr schwachen Seite, so oft sie sich nur in das Feld der Sprachkunde und Sprachrichtigkeit wagen“. Ganz belanglos sind ein paar Stellen aus Willamow und der Karschin. Einmal[2]) begegnet Abbt, für dessen „Seltsamkeit“[3]) in Neubildungen Ad. sich auf Mendelssohn[4]) beruft.

Die Göttinger Musenalmanache führen nahe an den Abschluss des ersten Bandes des Wb.s heran, für die späteren Bände wird sogar noch der Almanach von 1776 benutzt. Der hier herrschende Ton findet Ad.s Widerspruch, während die Leipziger Nachtreter natürlich unbeanstandet bleiben. Die Bestrebungen der Göttinger liefen ja den seinigen vielfach zuwider, wie ihm auch später in Bürger und Voss heftige Gegner erwuchsen.

Ad. versuchte den Dichtern gerecht zu werden, die eine neue „classische“ Einheit heraufführen sollten, wiewohl ihm das zu glauben so schwer ward. Am meisten musste ihm noch Wielands flüssiger Unterhaltungsstil gefallen, aber auch Klopstock ist nicht ganz vernachlässigt, soweit Ad. seinem Schwung zu folgen vermochte. Das

---

[1]) Vergl. u. „jagen“.

[2]) Vergl. u. „jeder“.

[3]) Dtsch. Stil 1, 117.

[4]) Der Brief stammt aus dem Jahre 1764 und steht in den „Gesammelten Schriften“ 5, 331.

allmähliche Sinken der dichterischen Kraft bemerkte auch er sehr gut an ihm.[1]) Auch Lessing gestand er später[2]) mittelbar classische Geltung zu; aber sein Hass gegen Provincialismen konnte doch keine rechte Zustimmung für ihn aufkommen lassen, besonders weil sie damals von Unberufenen in übertriebener Weise nachgeahmt wurden; so fehlen doch trotz der zahlreichen Musterbelege allerhand Ausstellungen nicht. Er findet bei ihm „in der anständigen Schreibart wenig mehr vorkommende“[3]) oder nur im „gemeinen Leben“[4]) übliche oder „bloss niedersächsische“[5]) u. a. anstössige Wörter, wie auch die Berliner Litteraturbriefe nicht gut bei Ad. fahren und sprachliche Rügen[6]) erhalten. Sie behagten ihm auch inhaltlich nicht; wurden hier doch Vorklänge des neu erwachenden Volksliedes, Shakespeare und die Charakteristik der Leidenschaft gepriesen, während sein Liebling Dusch gezaust ward. Vielleicht flösste ihm auch Lessings eigene lexikalische Arbeit am Logau, die der seinigen in der Tendenz so zuwiderlief und doch allgemeinen Anklang gefunden hatte, ein Vorurteil ein. Von Herder hat Ad. besonders die Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“ wie dem Inhalt so auch dem Ausdruck nach dankbar, doch mit manchem Vorbehalt gegen seine kühne Wortfügung benutzt. Bezeichnend ist seine Stellung zu Goethe. Der „Werther“ von 1774 in seiner ersten regelloseren Gestalt musste ihm trotz allem Ruhm für einen Abfall vom wahren Geschmacksideal gelten. Einige Belege[7]) sehen wie schweigende Rügen aus. Doch verkannte Ad. darum nicht Goethes Bedeutung. Im Magazin[8]) von 1783 findet sich

---

1) Dtsch. Stil Bd. 2, 282.
2) Dtsch. Stil Bd. 2, 417.
3) Vergl. u. „quitt“.
4) Vergl. u. „Ding“.
5) Vergl. u. „erhohlen“.
6) Vergl. u. „bewahren“ „beywohnen“.
7) Vergl. u. „pferchen“, „quakeln“, „seither“.
8) Magazin I, 4, 145.

in einer Anmerkung zu seinen Erörterungen über die allgemeinen Begriffe des Schönen das treffende Urteil versteckt, das noch einmal seine ganze Stellung charakterisieren mag. „Ich rede bloss von dem Herrschenden und Allgemeinen in der Litteratur. Wenn ein Mann von der Stärke und Fülle des Geistes und von dem ausgebildeten Geschmacke, wie Goethe, einmal ein regelloses Produkt als ein Spiel der Muse in die Litteratur wirft, so wie sich auch wohl ein Correggio in einer glücklichen Laune eine Caprice erlaubt, so haben beyde gewiss nicht die Absicht, die Befolgung der Regeln, des Costüme u. s. f. dadurch zu verbannen und wenn dann doch ein Heer geist- und verstandloser Nachahmer das aufrafft und das Wesen der schönen Litteratur und Kunst in der Unregelmässigkeit suchet, so ist das gewiss nicht ihre Schuld." 1785 nahm Ad. dann in den „Deutschen Stil" [1]) eine längere Stelle aus dem ersten Buche des „Werther" ohne zu kritteln als Muster des Rührenden auf, wie auch dem Wb. (2) noch einiges Wenige [2]) zu gute kam. Im Vorwort zum vierten Bande des Wb. (2) erkannte Ad. dann die neue Erhebung der deutschen Litteratur rückhaltlos an; ihr in seinem Wörterbuch noch gerecht zu werden, war, wie er sagte, „physisch" unmöglich.

Je ablehnender sich Ad. gegen den Einfluss der Schriftsteller auf die Sprache verhielt, desto reichlicher berücksichtigte er die Umgangssprache. Für diese ist sein Werk nun auch ein höchst schätzbares, unentbehrliches Auskunftsmittel. Auch Paul [3]) hat das eigene Sprachgefühl des Forschers als aufmerksamster Beachtung wert erkannt.

---

[1]) Dtsch. Stil 2, 139. Goethe hat hier für die „Schriften" 1787 f. selbst mannigfach gemildert. Vergl. Weimar. Ausg. 19, 73 f. mit den Lesarten.

[2]) Vergl. u. „Innigkeit".

[3]) Vergl. Paul, Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das D. Wb. (Sitzungsberichte der Münchener Akademie d. W. philos. hist. Kl. 1894. S. 53—81) S. 61.

Denn es ist etwas geschichtlich Gewordenes und bringt die usuelle Bedeutung eines Wortes sicherer zum Ausdruck, während die occasionelle Verwendung gerade bei grossen sprachbildenden Schriftstellern nicht selten Zweifel hinterlässt. So hat denn Ad. den Teil der Sprache des 18. Jh.s abgegrenzt und festgelegt, der sich heute am schwersten wieder zusammenbringen liesse. Manche Artikel sind allein mit solchen Belegen bestritten und ihre Verzeichnung kann auch sonst geradezu vollständig genannt werden. Und fasst man Ad.s Arbeit für diese gewählte Umgangssprache und die Schriftsprache, die nur von ihr ein treues Abbild geben will, allein ins Auge, so müssen wir Ad. auch heute noch unbedingt zustimmen. Der spröde Eifer, mit der er ihre Reinheit zu wahren suchte, wird sich auch heute noch lebendig zeigen, wo wir von jeder künstlerischen Rücksicht Abstand nehmen müssen. Er hat ihr Geschmeidigkeit verliehen, indem er mit feinem Gehör unschöne Wortfügungen und Wortbildungen verbannte, er blickte mit vaterländischen Stolz auch auf ihren Reichtum, wo keine Vermischung der Stil- und Mundarten zu fürchten war.[1])

[1]) Wenn Ad. unter „Pferd“ bemerkt: „Diejenigen, welche von dem Reichthum der arabischen und anderer fremden Sprachen aus einem so hohen Tone reden, mögen sehen, ob sie den Reichthum der deutschen aufwiegen können“ und dann eine reiche Sammlung von Ausdrücken für „Pferd“ giebt, so will er wohl Herder treffen, der in den „Fragmenten“ (Werke 1, 116) auf jene Sprachen gewiesen hatte.

Quellen.

Ein Ruhmesblatt Adelungs ist seine unermüdlich fleissige Benutzung fast des gesamten vor ihm liegenden Quellenmaterials, das er auch meist genau citiert. Diese Arbeitsweise ist erst eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts.

Alle vorhergehenden lexikalischen Arbeiten machen kaum einen schwachen Ansatz dazu. Die ahd. Ansätze sind lediglich dem praktischen Bedürfnis entsprungen, das Verständnis bestimmter lateinischer Texte zu vermitteln, sodann die Lernenden in den Stand zu setzen, sich selbst lateinisch auszudrücken, sodass das Deutsche vorangestellt werden musste. Soweit diese Glossen damals durch den Druck zugänglich waren, hat Ad. sie benutzt[1]), aber in der Geschichte des Deutschen Wörterbuchs sind sie nicht zu nennen. Zwar sind die frühesten Wörterbücher aus der Zeit des Humanismus ebenfalls nur in Rücksicht auf Lateinverstehen und -sprechen entstanden, aber da sie vollständig sein wollten, mussten sie auch den gesamten deutschen Sprachschatz ins Auge fassen.

Dieffenbach[2]) hat das reiche lexikalische Material der frühnhd. Zeit quellenmässig zusammengestellt. Hier kommen nur die dem 18. Jahrhundert bekannten Wörterbücher in Betracht.[3]) Das älteste von diesen ist der Teutonistha

---

[1]) Vergl. 1) „ausspüren", „blass" u. a., wo die von Boxhorn 1650 edierten Glossen, 2) „betrachten", „Häkse" u. a., wo die Monseeischen Glossen citiert sind, die Pez 1721 ediert hatte.

[2]) Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis. Francof. 1857, p. XVI sq.

[3]) Vergl. Johann Leonhard Frisch, Programm des Gymn. z. grauen Kloster von 1739 und hiernach: Reichard; Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1741, S. 293.

des Gerhard von Schueren (Köln 1477). Er besteht aus einem lateinisch-deutschen und einem deutsch-lateinischen Teil und beschränkt sich auf einfache Glossierung.[1]) Er ist in der Mundart von Cleve abgefasst, während der zu Nürnberg 1482 gedruckte Vocabularius teutonicus, der nur einen deutsch-lateinischen Teil enthält, oberdeutschen Lautstand zeigt. Auch bei ihm hat sich Ad. nicht allein auf seine Vorgänger verlassen, sondern ihn selbständig benutzt, wie die Nachprüfung einiger Artikel zeigt.[2]) Ob ein unter „krank“ angeführtes „oberdeutsches“ Wb. von 1477 von Ad. mit dem Teutonistha verwechselt ist, oder ob er eine spätere Auflage des ältesten im Druck überlieferten Wb.s von 1469[3]) benutzt hat, muss zweifelhaft bleiben.

Aus dem 16. Jahrhundert hat Ad. häufig ein sonst unbekanntes 1501 zu Rom gedrucktes deutsch-italienisches Wb.[4]) benutzt. Einige Citate aus Altenstaigs Vocabularium[5]) verdankt er wohl Frisch. Das Dictionnarium des Dasypodius, sowie des Fabeldichters Alberus Novum dictionnarii genus ist ohne Schaden übergangen, während Josua Maalers in Zürich 1561 unter dem Titel „Die Teutsch Sprach“ erschienenes Wb. seiner Bedeutung entsprechend fleissig benutzt ist. Besonders schöpft Ad. aus ihm ältere verlorene Wortbildungen.[6]) Maaler, den Ad. unter seinem latinisierten Namen Piktorius anführt, hat das erste deutsche Wb. zusammengestellt, in dem das Deutsche Selbstzweck ist. Es war auf die Anregung eines der frühen grossen Gelehrten, Conrad Gesners, entstanden, war aber trotzdem etwas äusserlich nach dem lateinischen Lexikon des Frisius zusammengestellt und beschränkte sich auch noch auf einfache Glossierung durch

[1]) Vergl. „bescheiden“, „Hermelin“ u. a.

[2]) Vergl. „Altreiss“, „Blatter“, „Brodem“, „liebkosen“ u. s. f.

[3]) Vergl. Dieffenbach a. a. O., No. 133. 151. 152. S. XX f.

[4]) Vergl. „Bankart“.

[5]) Vergl. „empören“.

[6]) Vergl. „eln“, Heiterkeit“, „Hermelin“. Die Mehrzahl der Belege findet sich schon bei Frisch.

das Lateinische. In das Etymologicum Teutonicae linguae des Kiel aus Duffel in Brabant (Kilianus Duflaeus) sind bereits in seiner dritten Auflage vom Jahre 1599 vereinzelt etymologische Bemerkungen eingestreut. Sie erscheinen spärlich, zeigen aber eine für jene Zeit schätzenswerte nüchterne Genauigkeit: so griff man später gern und viel zu dem Werk, das auch schon durch sein Alter ehrwürdig schien, und Ad. konnte viele Belege schon aus zweiter Hand erhalten. Da die brabantische Mundart sich früh als eigene Sprache fühlte und auch nur die westndd. Sprachen von Kiel zum Vergleich herangezogen werden, darf das Etymologicum streng genommen nicht zu den deutschen Wörterbüchern gezählt werden.

Das 17. Jahrhundert zeigt aus der Zeit vor dem grossen Kriege die vielversprechende Arbeit des Georg Henisch, der zu Augsburg im Jahre 1616 den ersten, bis G reichenden Teil seines Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae herausgab. Die Arbeit bildet keine Fortsetzung der dritten Ausgabe des Kilianus. Sie verzichtet auf Vergleichung der Mundarten und etymologische Forschung. Ihr Verdienst besteht in der Vollständigkeit der gesammelten Wörter, Redensarten und Sprüchwörter, und nur deswegen ist es ein Verlust, dass sie nicht über den ersten Teil hinaus gediehen ist. Die Stichwörter jedes Artikels werden in allen europäischen Hauptsprachen, die übrigen Redensarten lateinisch glossiert. Ad. konnte hier besonders älteres obd. Sprachgut schöpfen und zur Erklärung fruchtbar machen.[1])

Der unheilvolle Krieg hemmte auch hier gedeihliche Entwickelung. Die lexikalischen Arbeiten zeigen eine klaffende Lücke.[2]) Es ward zwar in der fruchtbringenden Gesellschaft viel geredet von einer Sammlung des deutschen

---

[1]) Vergl. u. „Angst“.

[2]) Aus dem zweiten Viertel des 17. Jh. besitzen wir nur die ungedruckten lexikalischen Fragmente des als Naturforscher und Aufklärungsphilosophen bekannten Hamburger Rektors Joachim Jungins, vgl. Köster, Zs. f. dtsch. Altertum 36, 26.

Sprachschatzes [1]); Schottel, der Ruhmesstern der Grammatik des 17. Jahrhunderts, stellte selbst jene umfassenden Forderungen auf, begnügte sich aber, nur die Stammwörter [2]) der deutschen Sprache zu sammeln. Auch Caspar Stieler, „der Spate“, war weit entfernt, Schottels Forderungen zu folgen; er giebt nur eine Sammlung der deutschen Wörter und Redensarten, unter ihre Stammwörter geordnet, und zwar sucht er sie möglichst vollzählig zusammenzubringen, um das üppige Wuchern des des deutschen Stammbaumes darzuthun. Später warf man ihm vor, er habe zu diesem Zweck Wortableitungen willkürlich erfunden. Zufällig ist noch im Jahre 1700, mit dem die Periode des blossen Sammelns etwa geschlossen werden kann, eine grosse lexikalische Arbeit erschienen, die weit nach vorwärts schaut, aber doch noch in der alten Überlieferung stecken bleibt. Es ist das deutsch-italienische Wb. des Nürnbergers Cramer, der im Vorwort sich langatmig mit den Hinweisen Schottels auf das „bisher so sehnlich verlangte“ Wb. auseinandersetzt und ihnen irgendwie gerecht werden möchte, dann aber doch nur ein ganz äusserlich zusammengetragenes, wenn auch ziemlich vollständiges Glossar liefert. Auch hier fand Ad. besonders veraltete oberdeutsche Wortformen und -bedeutungen. [3])

Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts hatten sich neben den genannten Lexikographen eine Reihe von Forschern etymologischen Einzelstudien gewidmet. Als eigentlicher Begründer dieser Studien wird Klauberg mit seiner ars etymologica Teutonum (Duisburg 1663) gerühmt. [4]) Sie waren aber für jene ebensowenig wie die bis dahin veröffentlichten alten Denkmäler nutzbar geworden. Beide Arten von Vorarbeiten wurden, nachdem schon vorher

[1]) Vergl. D. Wb. V, Vorr. Sp. II.

[2]) Vergl. a. a. O. 5. Buch.

[3]) Vergl. u. „darin“, „Staat“.

[4]) Vergl. Eckart a. a. O. S. 225; Reichard a. a. O. S. 229.

Leibniz in seinen „Collectanea etymologica“[1]) und Diederich von Stade[2]) in seinem Wörterbuch zu Luther die Methode gründlich vorgebildet hatten, grundlegend durch den schon oben erwähnten Schilterschen Thesaurus zusammengefasst. In den beiden ersten Bänden fand Ad. die Benediktinerregel, Tatian, Otfrid, Ludwigslied, Notker und das Annolied, d. h. alle ahd. Quellen, die er regelmässig heranzieht. Die gesamten Texte der ersten beiden Bände waren im dritten zu einem sorgfältigen, mit allerhand altdeutschen Realien bereicherten Glossar ausgezogen und geordnet, dem Ad. noch mehr als den Texten selbst verpflichtet ist. In das Glossar war aber auch der Ertrag anderer grosser, besonders ausserdeutscher lexikalischer Vorarbeiten geflossen, vor allen die den Junius'schen und Stiernhelmschen Ulfilas-Ausgaben angehängten Glossare, von denen das zweite auch das Altsächs., Ags., Altnord., Alt- und Neuschwedische berücksichtigt. Ad. konnte also schon hiernach in den meisten Fällen die wichtigsten germanischen Dialekte, besonders das Gotische zur Vergleichung heranziehen, selbst wenn er das handliche, auch schon in lateinische Buchstaben umgeschriebene Glossar des Stiernhelm nicht selbständig benutzt hätte.[3]) Bei der reichen Inhaltsfülle war im Schilterschen Glossar die etymologische Forschung in den Hintergrund gedrängt; einseitig nachgeholt ward dies in Wachters Glossarium germanicum vom Jahre 1737. Hier werden mit Verzicht auf alles Andere nur die Etymologieen der wichtigsten, in nhd. Lautform zu Grunde gelegten Stammwörter behandelt. Sie sind mit

---

[1]) Leibniz, Collectanea etymologica, Hannoverae 1717. Ad. griff zu ihm und ähnlichen Hilfsmitteln, wenn ihn seine grossen Quellen im Stich liessen; so citiert er ohne Quellenangabe unter „Flanke“: „lancha bei dem Raban Maurus“. Diese Angabe findet sich aber nur bei Leibniz.

[2]) Erläuterung und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Dr. Martin Luther in Übersetzung der Bibel . . gebrauchet. Bremen 1711[1], 1724[2].

[3]) Vergl. u. „Hals“.

Gelehrsamkeit, aber zuweilen zu künstlich aufgestellt. Ad. schuldet ihm sehr viel, trotz den zuweilen geäusserten Einwendungen.[1]) Die Arbeiten des 18. Jahrhunderts treten also von vornherein mit bescheideneren Ansprüchen auf und leisten nur einen Teil zu dem grossen Werke. So ist des Schlesiers Steinbach Wb. trotz seiner Vervollständigung vom Jahre 1734 in dieser Entwickelungsreihe nicht mehr zu nennen; er kann nicht viel mehr als ein Nachzügler der Stieler und Cramer heissen; auch dadurch, dass er ziemlich willkürlich und einseitig eine Anzahl von Citaten aus den berühmten Dichtern seiner Heimat hineinstopfen liess, ward seine Arbeit nicht über den Rang eines fleissig und geschickt gearbeiteten deutsch-lateinischen Lexikons erhoben; nur die Anordnung nach Stammwörtern gab ihr einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit. Sie steht durchaus auf dem Standpunkt der nhd. Schriftsprache. Nur zuweilen lässt er teils bewusst, teils unbewusst, schlesische Dialekteigenheiten eindringen, wie sein Sinn für das Volkstümliche, den er trotz seiner Zugehörigkeit zur Leipziger „Deutschen Gesellschaft" bethätigte, ihn rühmlich vor seinen gelehrten Zeitgenossen hervortreten lässt. Ad. merkt wiederholt „oberdeutsche" Redensarten aus ihm an.[2]) Wie Schilter und Wachter musste sich auch Frisch beschränken. Aber was aus seinen in Proben[3]) dargelegten grösseren Plänen schliesslich hervorwuchs, das „Teutsch-lateinische Wörterbuch" vom Jahre 1441 ward der treueste Ratgeber der ganzen langen Periode vor Ad. Es bietet mehr, als der Titel verspricht. Der gleichzeitige Sprachschatz ist einschliesslich der Redensarten, nach Stammwörtern geordnet, möglichst vollständig gebucht, dann aber besonders aus Schriftstellern und Urkunden der frühnhd. Zeit eine reiche Ernte volkstümlicher und ver-

[1]) Vergl. u. „allmählich", „bekommen".

[2]) Vergl. u. „äusserlich", „erschallen".

[3]) Frisch, Specimen Lexici Germanici (im Anhang zu seiner Bearbeitung von Bödikers Grundsätzen der deutschen Sprache von 1723), das den Artikel „Land" behandelt.

alteter Ausdrücke eingebracht. Auch die von ihm zusammengestellten frühnhd. Lexika sind unermüdlich benutzt. das Lateinische wird unaufdringlich nur zur Glossierung, nicht mehr zur Erläuterung, wie bei Schilter und Wachter, benutzt. Das Etymologisieren um jeden Preis, das Wachter versucht und das doch auch noch Ad. verhängnisvoll wird, ist besonnen gedämpft: „lieber sollte eine behutsame Unwissenheit bekannt, als ein verwegenes Wissen vorgegeben“ [1]) werden. Diese Arbeit haben wir uns vor Ad. in aller Händen zu denken, an ihr ward er selbst gemessen. Dem jungen Herder [2]) lag Frisch immer zur Seite, Lessing stützte sich ganz besonders auf ihn, und noch bei Ad.s Anfängen bemächtigten sich die archaisierenden Bestrebungen seiner. Auch Ad. erkannte dankbar Scharfsinn und Umsicht an ihm an. Mit Frisch schliessen die grossen deutschen Vorarbeiten Ad.s, und sie ergänzen sich aufs beste.

Aber Ad. begnügte sich nicht hiermit. Von den grossen ausländischen Arbeiten citiert er selbst das Lexicon Islandicum des Gudmund Andreä [3]) vom Jahre 1683, ferner Junius und Stiernhelm, besonders häufig aber und ebenso genau und gleichmässig wie Schilter und Wachter des schwedischen Gelehrten Ihre Lexicon Suiogothicum (Upsala 1769). Das Neuschwedische wird hier mit grosser Genauigkeit auch mit Benutzung der deutschen Arbeiten etymologisch erklärt. Einige andere Citate ausländischer Arbeiten stammen aus zweiter Hand.

Ferner bot sich eine lange Reihe von Reallexicis, da Ad. in seinem Wb. auch Auskunft über Künste und Handwerke und ihre Ausdrücke geben wollte. Hier sei nur das auch sprachlich wichtige Glossarium medii aevi von Haltaus (1758), das auch noch heute für die Sprache des deutschen Rechts wichtig ist, genannt.

---

[1]) Vergl. die Vorrede zum Teutsch-lat. Wb.

[2]) Vergl. Werke 2, 11. 15, 58. 23, 462.

[3]) Vergl. „Held“, „Posaune“.

Endlich sind aus der Periode von Frisch bis Adelung einige sprachliche Sonderarbeiten wichtig. Der Benediktiner Hieronymus Pez gab, wie erwähnt, im Jahre 1745 zu seiner Ausgabe des Ottokar von Steier auch ein Wb. heraus. 1758 trat Gottsched nach langem Zögern mit seinen dürftigen „Beobachtungen über den Gebrauch und Missbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten“ ans Licht, die sich mit Synonymik und Provinzialismen beschäftigen und Ad. häufig Anlass zum Widerspruch geben. Im folgenden Jahre schrieb Lessing sein von vaterländischer Begeisterung für die Erfrischung der deutschen Sprache getragenes Wb. zu Logau, das Ad. nicht ohne Anmassung und Einseitigkeit tot schweigt, aber doch — wenn auch nicht ohne Widerspruch [1] — benutzt hat. Die in den „Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen“ 1763—67 erschienenen „Zusätze zu Frischens Wb.“ von Gadebusch (s. u.) sind Ad. begreiflicher Weise unbekannt geblieben.

Das nicht zahlreiche Quellenmaterial für die deutschen Dialekte findet bei den Bemerkungen über Ad.s Stellung zu diesen Erwähnung.

Etymologie.

Die gedruckten Sprachquellen und die grammatischen Hilfswerke, die Ad. vorlagen, sind bis zu den Anfängen der Brüder Grimm nicht sehr wesentlich vermehrt worden. Das Ausbleiben wirklich fruchtbarer Ergebnisse von Ad.s etymologischer Arbeit bewirkte also nur der Mangel einer historischen Verarbeitung der Quellen, die dem folgenden Geschlechte vorbehalten war. Ad. ist nie zu einer deutlichen Vorstellung der hochdeutschen, noch weniger der

[1]) Vgl. z. B. Wb. (1) Bd. I, 1320 Zeile 13 ff. mit Lessing, Werke, Lachmann-Muncker 7, 354 f. Entgegengesetzter Meinung ist Ad. natürlich noch in vielen anderen Fällen, aber da lässt sich keine bewusste Polemik erkennen. Über „Degen“ s. u.

germanischen [1]) Lautverschiebung gekommen. Er übernimmt zwar einmal [2]) ohne Quellenangabe die Bemerkung Ihres, dass es „wider die Gewohnheit der nordischen Mundarten gehe, härtere Mitlauter“ als das Hd. zu haben, wagt einmal,[3]) wie er besonders betont, selbständig und seines Wissens ohne Vorgänger,[4]) die Ableitung des ahd. *zeso* von got. *taihswo* unter Hinweis auf hd. *zeichnen* und ndd. *tekenen*, bestätigt auch öfters die Vorliebe der oberdeutschen Mundart, „welche gern so viel bläset, zischet und hauchet“,[5]) für solche Verschiebungen, rühmt die Weichheit des Ndd., vermag aber diese einander entsprechenden Vorgänge nicht zum Gesetz auszubilden und auf ihre bestimmten Stellen zu beschränken. Auch an der gesetzmässigen Wandelung der Vokale, die ja besonders bei den ungenauen Texten seiner Zeit etwas Verwirrendes haben musste, ist Ad. vorübergegangen. Grösseres Unheil aber richteten die Gesetze an, die er sich durch falsche Verallgemeinerungen richtiger Einzelheiten erschloss. Seine Theorie fand er auf verderbliche Weise bei Wachter vorgebildet. Dieser hat zwar im einzelnen manches geschickt gefunden, aber die etymologischen Vorbemerkungen zu seinem Glossarium zeigen eine auch für jene Zeit erstaunliche Leichtfertigkeit. Hier ist zwar das kindliche Prinzip der vollständigen Herleitung einer Sprache aus einer anderen, als älter geltenden überwunden, aber es werden doch noch kritiklos Wörter aus den verschiedensten Sprachen, die nur irgend welchen Schein gleicher Ableitung haben, nebeinandergestellt, woraus das Gesetz gefolgert wird, die in den einzelnen Fällen wechselnden Konsonanten könnten in jedem Falle ineinander übergehen. Der Erfolg ist, dass

---

[1]) Das zeigt sich besonders gut an einem Worte, das er zuerst verzeichnet, „anfachen“; er bringt es mit lat. *fax*, *focus* zusammen.

[2]) Vergl. u. „Abend“.

[3]) Vergl. u. „recht“.

[4]) Doch findet sich schon in Leibnizens Collektaneen diese Zusammenstellung.

[5]) Vergl. u. „s“.

so ziemlich jeder Konsonant in jeden anderen gewandelt werden kann.

Da wundert man sich nicht, wenn Ad. aus der richtigen Erkenntnis, dass in manchen Fällen g und b — nämlich wo sie aus den Präpositionen be und ge verkürzt sind — nicht zum Stamme gehören, das Gesetz folgert, dass von zwei am Anfang stehenden Konsonanten nur der zweite zum Stamme gehöre (vergl. u. „s“), und im Zusammenhang hiermit, dass von zwei schliessenden Konsonanten nur der erste diesen Anspruch habe. Ähnlich ist es, wenn er zwar richtig erkennt, dass manche mit Liquida beginnende Wörter nahe Verwandte mit vorgeschlagenem f haben, daraus aber, ohne den Übergang von weggefallenem h in f zu erkennen, folgert, f sei hier bloss willkürlicher vorgeschlagener Laut. Auf solchen Wegen treiben Ad. besonders die verhängnisvollen logischen Zusammenhänge, die er von aussen an die Sprache heranbringt und ihr aufdrängt, vorwärts. So erkennt oder übernimmt er richtig, dass bange,[1]) bleiben und barmherzig Komposita sind, überträgt dann aber die gewonnene Erkenntnis mit Unrecht auf blicken, so dass er die Verwandtschaft mit lugen, Licht gewinnt, die für eine bloss rationalistische Betrachtungsweise viel Ansprechendes hat. Ähnlich bringt er dann mit Betonung seiner Selbständigkeit blöde und lass und, von „Gunst“ und „Glück“ ausgehend, gaffen und offen u. s. f. zusammen. Schlimmer wird es, wenn er Heil und salus, Hirte und warten zusammenstellt, weil „der Übergang der Hauch- und Blaselaute etwas sehr gewöhnliches“ sei, ferner nutzen und uti, stumm und dumm, weil n und s bloss müssige Vorschläge seien.

Aber Ad. geht noch weiter: Herder hatte 1771 in seiner Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ mit der Aristotelischen Definition, das Wort sei ein äusseres Zeichen der Vorstellung, wie auch mit der orthodoxen

---

[1]) Diederich von Stade a. a. O. S. 103 der 2. Auflage stellt bereits die erwähnte Etymologie auf.

Lehre von ihrem göttlichen Ursprung gründlich aufgeräumt und dem Menschen als eine Schadloshaltung für die ihm verliehenen geringeren Naturfähigkeiten die Besonnenheit, als die Fähigkeit, Merkmale zu unterscheiden, zugesprochen, durch die er auch Worte als Nachahmung der tönenden Natur erfinde. Die Erkenntnis war dem Gelehrten des Aufklärungszeitalters hochwillkommen; man meinte es ja schon ohnedies „so herrlich weit gebracht“ zu haben. Nun aber glaubte Ad. leichthin bis zu den letzten, geheimsten Vorgängen der Sprachentstehung vordringen zu können: denn gleichtönende Nachahmungen der Natur mussten nach seiner Meinung auch auf gleiche dunkle, sinnliche Vorstellungen zurückgehen. Gegen diese Folgerung ist auch heute nichts einzuwenden; aber wir haben gelernt, auf sie als ein Hilfsmittel für die exakte Forschung zu verzichten. Ad. braucht sie dagegen unverzagt für seine Etymologien, obwohl er weit davon entfernt ist, den Lautwandel historisch verfolgen zu können. So gewinnt er wunderbar grosse Wortfamilien, ohne hier natürlich unmittelbare Ableitung von einander behaupten zu wollen: z. B. leicht, liederlich, lose, lodern, flattern, schlottern, schlendern, alle mit dem Begriffe der Beweglichkeit; kleben, Leber, Leib, liefern, laufen mit dem Begriffe des Gewinnens, Festwerdens. Ad. hatte seine Freude an dem zuweilen geistreichen Spiel, so oft übte er es; er meinte damit immer die grossen Ausblicke eröffnen zu können. Bewahrt hat sich Ad. aber wenigstens vor der letzten Folgerung dieser Lehre, dass man meinte, die Bedeutung jedes einzelnen Buchstaben erkennen und so die Sprache a priori aufbauen zu können. Besonders nachdrücklich vertrat diese Lehre Fulda, dessen Preisschrift „Über die beiden deutschen Hauptdialekte“ dem ersten Bande vom Wb. (1) voraufgestellt ist.

Was Ad. so aus eigener Methode der etymologischen Forschung zuführte, ist meist verfehlt. Dagegen war es verdienstvoll und gewiss von dauernder Wirkung, dass er die Meinungen seiner Vorgänger stets berücksichtigte,

wenn er sich auch zuweilen gegen die schon vor ihm gewonnenen Erkenntnisse [1]) verschloss, oder sie wohl auch zur Unzeit meisterte,[2]) oder auch einfach nur auf sie hinwies,[3]) wo er „weiter nichts hinzuzusetzen“ hatte. Interessante Realien, wie die Geschichte der Entstehung von „Capelle“, werden ebenfalls hier bequem zugänglich gemacht. Bei so schwierigen Wörtern wie Pfennig erscheinen geradezu alle Forscher auf dem etymologischen Ringplatze. So fanden die Zeitgenossen hier beisammen, was sonst in seltenen, meist lateinisch geschriebenen Werken zerstreut lag. Noch 1804 schreibt Wilhelm von Humboldt [4]) an Goethe: „Ich habe den Adelung hier fast immer in Händen, weil mir viele andere Hilfmittel abgehen.“ Die germanischen Dialekte sowie die bekannten ahd. Denkmäler citiert Ad. bei Stammwörtern meist vollzählig. Die Vollständigkeit seiner Quellenbenutzung zeigt sich auch negativ. „Schicksal“ nennt er z. B. „ein Wort, von welchem sich weder in den ältern Denkmahlen der deutschen Sprache, noch in den heutigen mit der deutschen verwandten Sprachen einige Spuren finden“. Er überschaut hier, da Frisch und Steinbach über die Geschichte des Wortes schweigen, selbständig die gesamte Überlieferung und erkennt so richtig in Schicksal ein Wort, das die nhd. Schriftsprache erst im 18. Jh. aufgenommen hat. Dasselbe trifft bei „Reiz“ zu. Gelegentlich hat aber Ad. auch wohl positiv zuerst etwas Richtiges gefunden: so boten seine Quellen zwar (vergl. Schilter) das Wort „behaben“ und seine Bedeutungen, aber behaupten hat Ad. als volksetymologische Bildung selbständig dazugestellt. Dies wird noch heute

---

[1]) Vergl. u. „Laune“ und „schön“, die er trotz seinen Vorgängern nicht mit „luna“ und „schon“ zusammenbringen will.

[2]) Vergl. u. „Heiland“, wo er, durch Frisch trotz Wachters Einspruch verleitet, dem „guten“ Otfried fälschlich eine thörichte Etymologie zuschreibt; auch vergl. u. „Sache“.

[3]) Vergl. u. „Aar“, „Alefanzerey“.

[4]) Vergl. „Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt“, herausg. von Bratranek, Leipzig 1876, S. 223.

meist als richtig angenommen. „Letze“ gleich „erfreuliche Gabe beim Abschied“ findet er bei Frisch; aber in „zuguterletzt“ findet er es selbständig wieder, durch eine Stelle aus einem alten Kirchenliede geleitet (vergl. u. „Letze 2“) u.s.f. Ad. hatte auch gründliche und genaue Vorstellungen von den mannigfaltigen alten Kultureinflüssen auf die Sprachbildung; so spricht er unter „barmherzig“, das er als Übersetzung von misericors erkennt, gut über die buchstäblichen Übersetzungen der lateinischen Ausdrücke durch die ersten christlichen Lehrer. Hier konnte Ad. stolz sein, dass dies noch „Niemand bemerket“ habe.[1] Er arbeitete auch nicht äusserlich Artikel für Artikel aus den Quellen zusammen, sondern beherrschte sein Material. So giebt er unter „Glück“, „Person“, „Sache“ u. o. bemerkenswerte Vergleichungen zur Bedeutungsgeschichte, die ihm in dieser Zusammenstellung keine seiner Quellen bot.

Bedeutungsdarstellung.

I. Definitionen.

Viel selbständiger, als bei der Etymologie, ist Ad. bei der Bedeutungsdarstellung vorgegangen. Er sucht die Grundbedeutung der einfachen Wörter durch vollständige Definitionen zu geben. So umstritten dieses Verfahren auch heute noch ist, es bedeutet jedenfalls einen Fortschritt gegenüber den ersten, rohen Anfängen der Auslegungskunst. Diese bestehen in der einfachen Glossierung durch ein ungefähr entsprechendes Wort aus der lateinischen Sprache. Dies Verfahren suchte man durch Häufung der lateinischen Ausdrücke zu verfeinern, damit die verschiedenen Bedeutungsschattierungen zum Ausdruck kämen. Man fügte dann auch die deutschen Synonyma hinzu, verglich andere Sprachen und hatte so durch die Beschränkung auf die Glossierung durch Einzelwörter gewiss immer den Vorzug der Kürze. Doch legte man i. a. kein grosses

[1]) Diederich von Stade a. a. O. S. 105 hatte allerdings schon diese Etymologie aufgestellt.

Gewicht auf diese Thätigkeit; denn man setzte die Grundbedeutung als bekannt voraus. Dem philosophisch geschulten Ad. erschien das ganze Verfahren als zu äusserlich. Er wollte sich auch hier ein System ausbilden, das allen Anforderungen aus sich selbst gerecht würde. So griff er zu den Aristotelischen Definitionen. Äussere Anregung zu diesem Verfahren mag er durch Johnsons Vorgang oder auch durch das Beispiel des Wb.s der Académie française erhalten haben, auf das auch Gottsched den selbst an einem Wb. arbeitenden P. Amon wies.[1] Beim Definieren verwandte Ad. viel Zeit und Denkkraft, die nicht gleich Frucht trugen; denn man las meist über die sorgfältigen Definitionen hinweg. Aber sie sichern dem Werke doch einen selbständigen Wert. Schon jetzt lassen sich bei einer nicht kleinen Anzahl von Wörtern Bedeutungsveränderungen feststellen, die durch blosse Beispiele nicht so sicher herauskämen.[2] Gewiss lief auch manches Schiefe mit unter[3], viele Definitionen sind etwas breit oder erreichen ihren Zweck nicht; bei Bezeichnungen allgemeinster Art, wie Wesen, Sein, Ding bei Stoff- und Farbebezeichnungen muss er ganz auf das Verfahren verzichten. So kam man im „Deutschen Wörterbuch“, das die Brüder Grimm begannen, wieder davon ab. Ob man noch weitergehen und „den in der Gegenwart allgemeinen Sprachgebrauch als bekannt“ voraussetzen soll, muss vorsichtig erwogen werden.[4])

2. Anordnung.

Beim Definieren hat sich Ad. manche Wiederholungen nicht ersparen können durch die zu seiner Zeit wie noch heute umstrittene streng alphabetische Anordnung der Wörter. In den älteren deutschen Wörterbüchern, wie noch in dem letzten Wb. [illegible] vor Ad., dem Nicolaischen,

---

1) Vergl. Schaching[illegible]
2) Vergl. z. B. „Kar[illegible] u. a. m.
3) Vergl. „Vat[illegible]
4) Vergl. Pau[illegible]

galt es als erste Forderung der Wissenschaftlichkeit, den Stoff nach Stammwörtern anzuordnen, so dass Ad.s Neuerung nicht bloss so erbitterten Gegnern wie Voss, sondern auch so besonnenen Beurteilern wie Rüdiger als Verstoss gegen jene galt. Ad. kam auch hier aus Rücksicht auf schnelle und leichte Benutzung seines Werkes zu einem Verfahren, das dann noch die Brüder Grimm anwandten und nachdrücklich verteidigten. Paul neigt neuerdings wieder zu der alten Anordnungsweise, die gewiss für zusammenhangende wissenschaftliche Behandlung des Wortschatzes grosse Vorteile bietet, wie Schmellers Bayerisches Wb., das Schweizerische Idiotikon u. a. zeigen. Auch kann ein angehängtes Register, dessen sich schon Stieler bediente und das auch neuerdings die Herausgeber des Schweizerischen Idiotikons planen, selbst den minder Geübten zurechtweisen, und der einzige Verlust wäre dann, zweimal nachschlagen zu müssen.

3. Bedeutungsentwickelung und Figurenlehre.

Bei mehrdeutigen Wörtern hat sich Ad. ebenfalls eine bestimmte Methode herausgebildet. „Beinahe auf keinen Gegenstand meines Wörterbuchs“, bemerkt er gegen Voss [1], „habe ich so viel Zeit und Fleiss gewandt, als auf die Aufsuchung der ersten sinnlichen Bedeutung.“ In seinem Grundsatze ist Ad. auch hier durch die Herdersche Lehre richtig geleitet. Aber oft genug reicht seine historische Forschung nicht zu, um die älteste Bedeutung festzustellen, obwohl er die Mittel erkannte, die zum Ziele führen; denn er fährt fort: „Ich habe mir daher die Mühe nicht verdriessen lassen, theils allverwandte Sprachen zu vergleichen, theils unsere alten Schriftsteller von Kero an bis in das 13. und 14. Jh. hinab zu lesen und nochmals zu lesen, um die Stufenleiter der Bedeutungen bis zur heutigen fortzuführen.“ Dies Verfahren war in der That neu und musste reiche Frucht tragen. Wörter, die eine merkwürdige

[1]) Vergl. o. S. 16 Anm. 3.

Bedeutungsveränderung, sei es eine Verengerung oder Erweiterung, erfahren hatten, mussten Anteil für Schriften wecken, in denen sie in so abweichender Bedeutung vorkamen; Wörter, deren Bedeutung herabgesunken war, musstens wenigstens im Bewusstsein der einzelnen etwas von ihrer alten Würde zurückgewinnen. So wird z. B. bei „krank“ nicht die heutige Bedeutung an die Spitze gestellt, sondern erscheint erst im zweiten Hauptteil, nachdem richtig die älteren (schlank, schwach) behandelt sind. Bei „Ort“ wird dem Leser zugetraut, dass er sich durch zwei Spalten, die ältere Bedeutungen enthalten, hindurcharbeitet, ehe er zu der im Hd. noch geläufigen kommt. Bei „Herberge“ wird die heutige niedrige Bedeutung erst am Ende erwähnt. Der Artikel erscheint voll und stattlich unter Voranstellung der alten ehrwürdigen Bedeutungen. Ad.s Zeitgenossen hätten sich diese Erkenntnisse aus den oben erwähnten Quellen selbst holen können, und insofern gab Ad. nichts Neues, aber die Arbeit der gleichmässigen Verbindung des Alten und Modernen war neu, keiner seiner Vorgänger hatte sie auch nur entfernt in diesem Umfange geleistet.[1]) Aber da eine möglichst einfache, sinnliche Grundbedeutung um jeden Preis gefunden werden soll, lässt er sich verleiten, auch bei solchen Wörtern, deren Grundbedeutung zu erforschen wir verzichten, von Gebrauchsweisen auszugehen, die zwar mundartlich sind, aber nicht sicher die Würde des Alters tragen. Besonders auffällig ist dies, wo er nach der Herderschen Lehre die Grundbedeutung eines Geräusches glaubt feststellen zu

---

[1]) Wie sehr ein solches Hilfsmittel der vorhergehenden Periode fehlte, zeigt ein Beispiel aus Lessing. Er verzeichnet in seinen „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium“ (Lachmann 11, 625) „Hort. Was heisst es? Von Büchern hab ich grossen Hort. Kays.“ Er kannte also das Wort nur noch in der auch von Luther archaisch verwandten Bedeutung: „Zuflucht, Schutz“. Ad. verzeichnet dann auch schon die Lessing unbekannte Bedeutung „Schatz“ und kennt sie sogar als „noch zuweilen von den Dichtern in Andenken erhalten“, wie sie dann auch Mylius verzeichnet und anwendet.

[illegible] darzulegen.¹) [illegible] der Übergang von der sinnlichen zur abgezogenen Bedeutung durch deutlich abgeteilte Absätze, die wieder in Unterabteilungen zerfallen, dar und giebt so die Möglichkeit einer schnellen und sicheren Übersicht.

Bei der Figurenlehre lässt der Mangel historischer *Forschung manches mißglücken.* Zuweilen kann er den *Übergang der Bedeutungen* nicht herstellen: die Ableitung *des Verbums* schenken von einschänken, zu trinken geben, weist er als „*eine zu harte* Figur" von sich, obwohl Frisch das *Richtige* hatte. Auch hier wollte er den empfindlichen *Geschmack* nicht verletzt wissen. So bemerkt er zu „*wittern*" in übertragener Bedeutung: „eine Figur, welche *freylich nicht die edelste* ist, ob sie gleich häufig vorkommt", *während* ihm z. B. bei dem allgemein so gebrauchten „*spüren*" solche Rücksichten nicht in den Sinn

¹) *D. Wb. Vorr. Sp.* XXXXV.

kommen. Bei „gefallen“ sieht er von der für altgermanische Anschauungsweise sehr bezeichnenden sinnlichen Bedeutung ganz ab und hat nichts gegen die Ableitung von φιλεῖν einzuwenden. An Wachter tadelt Ad.[1]), dass er für jede abweichende Bedeutung eines Wortes ein besonderes Grundwort ansetze; aber er fällt auch noch in diesen Fehler. Bei „Ding“ kann er nicht zwischen den Bedeutungen „Gerichtsverhandlung“ und „Sache“, bei „Hort“ nicht zwischen „Schutz“ und „Schatz“ vermitteln. Er fügt aber sehr methodisch unter „Ding“ hinzu: „Die Bedeutungen lassen sich ohne Gewaltthätigkeit nicht wohl miteinander vereinigen. Aber es ist möglich, dass verschiedene Bedeutungen verloren gegangen sind, die die Sprossen einer Leiter ausgemacht haben, von welcher uns jetzt nur noch die zwey äussersten Enden übrig sind.“ Noch leichter sind Missgriffe bei der überaus schwierigen Figurenlehre der Präpositionalkomposita. Die genetische Bedeutungsdarstellung ist hier oft nicht durchzuführen. Die merkwürdig verschiedenen Bedeutungen von „angehen“, deren Erklärung allerdings auch im D. Wb., wie dort selbst bemerkt ist, etwas gezwungen erscheint, lässt er unbegründet und unvermittelt. In „anlassen“ bestätigt er einfach eine „etwas dunkele Figur“, ohne zu ergänzen: Scheltworte lassen an (= gegen) jemand, wie er überhaupt das fördernde Verfahren vernachlässigt, auf das Simplex zurückzugehen und zur Präposition eine Ergänzung und dann erst ein Objekt zum Simplex zu suchen. Auch die Präposition „nach“ in „Nachricht“ bleibt ihm dunkel, weil er das Verblassen des ursprünglicheren Merkmals, des Anweisens in einer Meldung verkennt. Bei „abkommen“ trennt er sogar sehr äusserlich zwischen noch üblichen und abgekommenen Bedeutungen. Zuweilen scheitert die Erklärung am Mangel genauerer grammatischer Kenntnisse; so wird bei „ins Gras beissen“ ein besonderes Verbum in der Bedeutung „herabsteigen“ erschlossen. Zu oft hat

[1]) Vergl. u. „ahnden“.

er wohl auch bei dunkelen Figuren wörtliche Übersetzung aus dem Lateinischen angenommen, so bei „anfangen", „anspielen", „ausstatten", „bescheiden". Aber bei der erwähnten trefflichen Methode überwiegt doch immer bei weitem das Richtige und Fördernde.

4. Synonymik.

Besonderes Gewicht legte das Aufklärungszeitalter bei der Worterklärung auf die Synonymik. Gottscheds „Beobachtungen" hatten ihr einen grossen Platz eingeräumt; sogar Breitinger [1]) wies in seiner Betrachtung über die „gleichgültigen" Wörter auf den „Zürchischen Zuseher", der zuerst den alten Wahn von der völlig gleichen Bedeutung vieler Wörter zerstört habe, während doch sonst die Schweizer die Vorrechte des Dichters, der der gleichbedeutenden Wörter bedarf, eifrig verteidigten. Das Bestreben lag ganz in der Richtung der Ad.schen Arbeitsweise. Er wollte den Inhalt der Wörter durch Definitionen erschöpfen; da diese nun bei bedeutungsverwandten Wörtern zum Teil gleich lauten mussten, lag es nahe, sie zusammenzustellen und darzulegen, wie weit ihr Inhalt sich deckt oder abweicht. So bemerkt er z. B. zu „ziehen": „einen Körper langsam nach sich zu in Bewegung setzen. Geschiehet diese Bewegung nach sich zu nicht langsam und nach und nach, sondern schnell und mit Heftigkeit, so heisst sie reissen. Geschiehet sie von sich weg und zwar langsam, so heisst sie schieben, und wenn sie mit Heftigkeit geschiehet stossen. Ziehen ist also in Ansehung der Richtung dem schieben, in Ansehung des Grades der Stärke aber dem reissen entgegen gesetzt." Unter „Kargheit" bemerkt er: „Die Kargheit geht auf die Ersparung, so wie die Gewinnsucht, die Habsucht u. s. f. auf den Gewinn und Besitz, der Geitz aber auf beyde." Die Zeitgenossen erkannten den Wert dieser Zusammen-

[1]) Fortsetzung der kritischen Dichtkunst. Zürich 1740. S. 94.

stellungen für Lernende wohl.[1]) Etwaige Bedeutungsveränderungen aber können so von den Nachforschenden noch sicherer festgestellt werden, als durch das blosse Definieren, wie z. B. hier bei Geiz. Dieses ganze Gebiet musste natürlich hier ausser acht gelassen werden. Die Bedeutung Ad.s für die doch schon recht beträchtlichen Abweichungen vom Sprachgebrauch des 18. Jh.s ist im einzelnen von den Forschern auch nie verkannt worden.[2])

Für die Bestimmung scheinbar gleichbedeutender Wörter hatte Ad. einen Mitstrebenden in dem Berliner Prediger Stosch, der in den Jahren 1770—80 seinen „Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache“ herausgab. Auf diese verdienstliche Arbeit nimmt Ad. häufig Bezug. Stosch suchte die Unterschiede in jedem Falle auch rationalistisch zu begründen. Ad. widerspricht mit Recht, wenn er auf bloss willkürliche Unterschiede in der Gebrauchsweise hinweist, so bei dunkel, finster und düster. Auch sonst kommt es, wie immer bei zu peinlicher Sprachkodifizierung, dem Prinzip zu liebe nicht selten auf Spitzfindigkeiten hinaus, z. B. wenn entschieden werden soll, ob Neigung grössere Kenntnis des betroffenen Gegenstandes voraussetzt, als Hang und Trieb, oder wenn Ad. seine Lehre von dem Klange der Wörter hineinbringt, so bei schlau und listig, wo er in schlau den Ausdruck grösserer Geschwindigkeit in den Bewegungen sieht. Missverständliche Doppelbedeutungen sucht er, wo es noch möglich ist, zu beseitigen,

---

[1]) Böttiger bemerkt in einem Briefe an Campe von 1807 (?), den die Dresdener Kgl. Bibliothek handschriftlich bewahrt: „Nehmen Sie nur, wie in Adelungs Wörterbuch unter dem Wort Berg die ganze Höhenfamilie kurz aufgeführt ist. Ich weiss, wie sehr besonders die Ausländer dies . . . schätzten.“

Auch der Rezensent Campes (Voss?) in der Jenaischen Allg. Litt.-Zeitung (Sept. 1807) weiss hierin nichts an dessen vielgeschmähten Vorgänger Adelung auszusetzen. (S. bes. Spalte 604.)

[2]) Es handelt sich besonders um die Nominalkomposita, vgl. Abfall, Abgang, ablegen, abrichten, absonderlich, abthun, abwarten u. s. w. u. s. w.

so bei „Vorwurf" die Bedeutung „Vorlage, Gegenstand", um die Bedeutung „Tadel" allein zu erhalten; bei „gleichgültig" die Bedeutung als vox media (= dieselbe Geltung habend), um der pessimistischen ganz das Feld zu lassen. Im zweiten Falle hat sich sein Vorschlag völlig durchgesetzt, wie z. B. auch bei „Ausflucht" die Bedeutung Ausflug, bei „Ausrede" die von „Ausdruck" seit jener Zeit wohl ganz erloschen ist; minder bei „Abrede" die von Verabredung. Die Bedeutungsscheidung gleichklingender Wörter durch Aussprache oder Schreibweise, wie sie Gottsched in vielfach noch heute giltiger Weise versucht hatte, weist er ganz von sich (vergl. u. „aber", „wohl", „Heide", „Seite" u. a. m.). Gegen Bereicherung der Sprache durch Synonyma verhielt sich Ad. ablehnend, weil bei der breiten Prosa, der er huldigte, ein geringes Bedürfnis nach kurzen bezeichnenden Ausdrücken bestand. „Ist es denn eben notwendig", ruft er (im Wb. (1) Bd. 1, 863), „jeden Begriff mit einem einzigen Worte auszudrücken? Das erklärt auch seinen Kampf gegen die Sprachbereicherung durch Archaismen.

Wortwürde.

Viel leichter als der Inhalt eines Wortes verändert sich sein Gebrauchskreis. Ad. versuchte aber auch hier genaue Abgrenzungen zu geben. Auch hierin wollte er ein „kritisches" Wb. schreiben. Von Paul [1]) werden ebenfalls solche Sphärenabgrenzungen gefordert, aber Ad. wollte nicht bloss historisch berichten, sondern massgebend für die Zukunft sein. Die Begründer der deutschen Philologie verhielten sich hiergegen ganz ablehnend. „Sollen wir eingreifen", ruft Wilhelm Grimm [2]), „in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? Sollen

---

[1]) a. a. O. S. 54 f.

[2]) Kleine Schriften I, 508.

wir, was die Mundarten hinzugetragen haben, wieder hinausweisen, den Stamm von der Wurzel ablösen? Nein wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten." Ad.[1]) aber erklärt: „Eines der vornehmsten Geschäfte schien mir die Bemerkung der Würde, nicht bloss der Wörter, sondern auch ganzer Redensarten zu seyn; ein Umstand, dessen Versäumung den Nutzen so vieler andern Wörterbücher gar sehr einschränket." Und dann folgt gleich sein Dogma: „Ich habe zu dem Ende fünf Klassen angenommen: 1. die höhere oder erhabene Schreibart, 2. die edle, 3. die Sprache des gemeinen Lebens und vertraulichen Umgangs, 4. die niedrige, 5. die ganz pöbelhafte." Wenn er hinzufügt, dass es hier „ganz allein auf den Geschmack und die eigene Empfindung ankomme und, in den einzelnen Fällen nicht eines jeden Beifall hofft", so wird seine Kritik durch diese Bescheidenheit erträglicher. Es sind nicht alle fünf Klassen gleichmässig behandelt, sondern er schränkt seine Aufgabe ein: „die ganz pöbelhafte Sprache", erklärt er, „ist tief unter dem Horizonte des Sprachforschers, daher man sie hier nicht suchen darf, ausser wenn einige besondere Umstände eine Ausnahme nötig machen". Aber er schränkt noch einmal ein: „vielleicht möchten manche auch die niedrige Sprechart wegwünschen, allein da sie auf der Schaubühne und von der komischen Muse so oft nachgeahmt wird, so musste ich sie wenigstens zum Teile beibehalten", während Jakob Grimm später erklärt: „Ins Wörterbuch gehören alle Wörter und sind gleichberechtigt darin." [2]) Und Ad. war gar zu leicht bereit, ein Wort in die niedrige Sphäre zu verbannen, weil er das Fliessende des Stils, wie jeder Kunst, und die weihende, adelnde Macht der wahrhaft dichterischen Sprache verkannte. Gewiss waren damals noch andere Rücksichten nötig, als etwa nach dem Entstehen klassischer Muster die Brüder Grimm zu nehmen hatten, und einer glatten, geschmack-

[1]) Wb. (1) Vorr. § 20.
[2]) D. Wb. Vorr. Spalte X.

vollen Prosa waren noch die Wege zu bahnen; selbst Gottsched und die Seinen waren noch zuweilen dem Naturalismus zu Liebe in Roheit versunken: aber der Schade dieser Abschätzungen war doch grösser, als ihr Nutzen. Denn man kann annehmen, dass die Bannsprüche Ad.'s auch noch heute in der gewählten Gesellschaftssprache zum Teil nachwirken. Aber in der Dichtersprache sind diese Einflüsse ganz überwunden, und das haben wir dem neuen Stil von Herzen zu danken. Ad. erwog alles mit der weltmännischen Mattheit der Aufklärung; da fürchtete man nichts so sehr, als durch kraftvolle Eigenart lächerlich zu erscheinen und man ging aus seinem bildungsstolzen Ernst und der selbstgefälligen Überhebung höchstens einmal heraus, um ein gönnerhaftes, aber spöttelnd überlegenes Lächeln aufzusetzen. Die ganze Litteraturperiode, an der sich Ad. genährt hatte, ist als eine Gegenwirkung gegen das Lohensteinsche Zeitalter aufzufassen, und auch Ad. hatte noch nicht wieder zwischen bombastischem Schwulst und wahrhaftem, aus dem Innersten quellendem Pathos unterscheiden gelernt. Und hätte Ad. seine übervorsichtigen Abgränzungen allein auf die Festlegung der „kaltblütigen" Prosa, wie er sie selbst nennt, beschränkt, so mussten ihm damals mindestens die Lernenden Dank wissen; aber Ad. hat durch den gewaltigen Erfolg, den seine Bücher hatten, verführt, seine Abwehrtheorie, die ihm aus dem Aufruhr der Zeit erwachsen war, auch zum positiven Dogma in seinem Buche „Über den deutschen Styl" erheben wollen, und das war ein schlimmer Missgriff. So warnt er auch im Wb. die Dichter z. B. vor dem Gebrauche des Wortes „beseligen", weil es im gemeinen Umgange nur in einer niedrigen Ironie gebraucht werde und weil sich der unangenehme Nebenbegriff doch immer mit in die Vorstellung eindränge. Wer das schrieb, konnte sich selbst nie von der Dichtkunst ergriffen und erhoben gefühlt haben. Ähnlich verweist er auch Wörter zu leicht in die „komische Schreibart". Ob = über will er z. B. nur in ihr gebraucht wissen, wie es auch Mus. (1) in den komischen und

Kanzleistil verwiesen wird, obwohl schon Ramler[1]) es unter die dichterischen Ausdrücke gezählt hatte. „Darob“ nennt er geradezu ein „Ärgerniss für hochdeutsche Ohren“, wogegen dann Heynatz Einspruch erhebt und an Gleims „Wien zitterte darob“ erinnert. Zu „weben“ bemerkt er: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses veraltete Wort wieder in die witzige Schreibart einzuführen versucht“, und führt dann eine prachtvolle Stelle aus Herder an, fügt indes hinzu: „wo aber die Zweideutigkeit mit texere einen komischen Nebenbegriff veranlasset, der wider die Würde der edlen Schreibart ist und die Täuschung der mahlerischen verdirbt“. Andere Wörter, gegen die sich von seinem Standpunkt Ähnliches hätte einwenden lassen, beanstandet er wiederum nicht, so „weiden“ in den Redensarten „sich an einer Vorstellung weiden“, „seine Augen weiden“, das Breitinger[2]) als ein „Machtwort“ zum Neugebrauch empfohlen hatte. Das zeigt, wie Ad. sich der Willkür des Gebrauches fügt.

Zu bereitwillig folgt er auch dem zu allen Zeiten wirksamen pessimistischen Zuge in der Sprache — hier allerdings wohl weniger persönlich. So klebt für ihn dem Worte Liebreiz „etwas Widriges an, vermutlich weil es von den Dichtern der vorigen Zeiten so sehr gemissbraucht worden“. Ähnlich äussert er sich über „Liebe“ selbst. Zu „Heil“ bemerkt er: „Durch den übertriebenen Gebrauch oder vielmehr Missbrauch, welchen die Dichter der vorigen Zeiten von diesem Worte machten, hat es viel von seiner Würde verloren.“ Seine Zeit spiegelt sich wieder, wenn er bei „fromm“ und „heilig“ erklärt, sie seien im gewöhnlichen Leben nur mit dem Nebensinne „heuchlerisch“ gebräuchlich. Auch wir können solchen Wörtern einen ironisch-pessimistischen Zug verleihen, unterliegen ihm aber nicht mehr so leicht und einseitig. Doch hat Ad. sich

[1]) Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux. 1774. Bd. 1, 222.

[2]) a. a. O. S. 58.

wohl auch einmal gegen diesen Zug gewehrt; unter „Volk“ bemerkt er: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses Wort . . . wieder zu adeln gesucht und es ist zu wünschen, dass solches allgemeinen Beyfall finde.“ Zum Glück hat seine Gegenpartei noch sehr viel mehr der alten Würde zurückgewonnen, ohne sich von der Vergeblichkeit vieler Versuche abschrecken zu lassen; und auch heute noch sind weitschauende, von dem Reichtum der Muttersprache begeisterte Männer am Werk. An solchen zeitgenössischen Versuchen kann sich dann auch jeder still für sich am besten prüfen, ob nicht mindestens eine abwartende Haltung eines Grammatikers und mit ihm der allermeisten Gebildeten damals wie jetzt wohl begreiflich ist.[1])

Ad. hatte auch von dem Anstand der Rede eine zu enge Vorstellung. Er scheute sich die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Schon das blosse Wort „nackt“ hielt er an sich für niedrig und statt dessen „bloss“ der anständigen Sprechart für eher angemessen. Er empfindet es als unangenehm, zu sagen: Das Haar abscheeren und gebraucht lieber das allgemeinere „abnehmen“, das keine bestimmte, vielleicht widrige Vorstellung wecke. „Brust“ kann er ohne Verletzung des „Wohlstandes“ sagen, „Brüste“ verursacht ihm ein Erröten. Das Wort „Brunst“ will er um der ekelhaften Zweideutigkeit lieber ganz vermieden wissen und hat hier gegen Lessing Recht behalten, der es im Logau-Wb. mit warmer Teilnahme vor der schädlichen Vermischung mit Brunft zu retten versuchte. Auch Jakob Grimm urteilte über solche Prüderie kurz ab: „Das ehrliche, uralte Wort Hose unaussprechlich zu finden, ist überaus albern.“ So liebt Ad. besonders die verschleiernden, mildernden Ausdrücke und rühmt den Reichtum des Oberdeutschen an solchen Wörtern; zu „beeinträchtigen“ bemerkt er: „man thut Unrecht, wenn man dieses und andere

---

[1]) Vgl. z. B. Franke (Zs. d. dtsch. Sprachvereins 15, 44—48), der Wörter wie grölen, lungern, nieseln, Riester, sich sühlen als „gute alte deutsche Wörter“ in der Schule geschützt wissen will.

ähnliche Wörter so geradezu verwirft, weil Fälle genug vorkommen, wo man aus Achtung oder anderen Ursachen genöthiget wird, die Ausdrücke zu mildern". So weist er auf behelligen für beschwerlich fallen, bemüssigen für nötigen, zwingen, blödes Verstandes sein für dumm sein, frei, ein wenig frei für frech, täuschen, hintergehen für betrügen und macht hier wirklich, wie ihm im Mus. (1)[1]) vorgeworfen wird, dem sonst auch ihm verhassten Kanzleistil[2]) ein Zugeständnis.

Aus solchen Gesinnungen führt Ad. die erwähnte Klassifikation im Einzelnen durch. Von den als niedrig bezeichneten Wörtern sind auch heute die allermeisten nicht recht schriftsprachlich geworden. Dagegen sind so manche von all' den Wörtern, die er ins „gemeine Leben" verweist, auch für die Schriftsprache zurückgewonnen; z. B. hastig; Heide, für das er in der edlen Schreibart lieber Wald gebrauchen will; Heimat; herzig, herzlieb, Herzeleid; sacht, das er als der „anständigen hochdeutschen Sprechart völlig fremd" bezeichnet; schlicht, zu dem Gdb. hs. anmerkt, Herr Pastor Herder habe es aus dem Englischen hergeholt, unter Hinweis auf die Stelle aus der Abhandlung über Thomas Abbts Schriften[3]): „Abbt hält den schlichten guten Verstand plain good sense für den Nationalcharakter der Deutschen von der Seite des Kopfs", während Ad. nur von „einigen Neuern" spricht, die es in die edlere Schreibart einzuführen versucht hätten — es zeigt sich, wie das Einrücken von „schlicht" die Bedeutungsentwickelung von schlecht in malam partem endgültig entscheidet, denn auch Ad. weist auf die für ihn noch bestehende missliche Doppelbedeutung von schlecht hin, die Vorsicht nötig mache, wie die Bedeutung „einfach, natürlich" auch wirklich anfange, in Abgang zu kommen — schier; Schlucht, das er zugleich nur als mundartlich

---

[1]) S. 229.
[2]) Vergl. Magazin 2, 1. 131. 134.
[3]) Vergl. Herders Werke 2, 271.

und zwar in der Form Schluchte kennt; spitz, für das man spitzig sagte; ungut, bei dem er — hier einmal wider seine Gewohnheit zitierend — Breitingers[1]) Bemühungen für dies Wort als fruchtlos hinstellt; wacker, das heute ein etwas eingeschränktes Leben führt u. a. m.

Eine Reihe von Wörtern ist ganz in den höheren Stil übergegangen, z. B. droben, düster, der Falsch, Horst, licht, nimmer, zur Rüste gehen, Schemen.

Sehr viele sind natürlich auch in ihrer Sphäre geblieben. Gelegentlich nimmt Ad. auch einmal ein Wort in seinem Schutz, so schmunzeln, das Frisch als ganz pöbelhaft bezeichnet hatte.

Von den drei zuerst genannten Klassen hat Ad. die erste, die höhere oder dichterische Schreibart, natürlich auch nicht so eingehend behandelt, wie die geläufige und die gewählte Sprache. Von seiner Stellung zu den Sprachbereicherungen durch die Dichter handelt der zweite Teil der Arbeit; gelegentlich hervorbrechende, meist engherzige Bemängelungen syntaktischer Feinheiten der Dichter müssen hier übergangen werden; auf Ausdrücke, die auch für seine Zeit als dichterisch galten, hat er meist richtig verwiesen, vgl. u. „Harm", „Mahl". „schauen", „wallen" u. a. m.

Purismus.

Ad. verfolgte in Theorie und Praxis einen verständigen, massvollen Purismus, der von den Spielereien der Sprachgesellschaften des 17. Jh.s, wie von den Bestrebungen Campes gleich weit entfernt war. Er erklärt in der Vorrede zum Wb. (2), er sei schon in der ersten Auflage sehr bald von dem Entschlusse, keine Fremdwörter aufzunehmen, abgekommen und habe in der gegenwärtigen neuen noch mehr solcher aufgeführt, manche, um durch beigefügten deutschen Ausdruck ihre Unnötigkeit und Verwerflichkeit zu zeigen. So hält er Entlehnung fremder

[1]) a. a. O. S. 207.

Wörter nur dann für erlaubt, wenn fremde Gegenstände oder notwendige Begriffe, die im Hochdeutschen keinen Namen haben, mit einem Worte ausgedrückt werden müssen. Dagegen können, wie er richtig hinzufügt,[1]) „die Gemächlichkeit, nicht lange nach einem schicklichen Ausdruck herumsinnen zu dürfen, das Bedürfnis eines seichten Kopfes, einen dunkelen oder verworrenen Begriff unter dem Mantel eines halbfremden Wortes als einen neuen Gedanken aufzustellen, die vorgegebene Kürze und ein Nebenbegriff oder vorgegebener Nachdruck nie eine hiulängliche Ursache dazu seyn". Wir denken vielleicht nur über die Kürze des Ausdrucks etwas anders, aber Ad. selbst hat sich davor gehütet, z. B. die grammatischen Ausdrücke zu verdeutschen, wodurch sich Gottsched so viel Spott zuzog. Er rühmt dagegen wiederholt den Reichtum des Oberdeutschen an einheimischen Wörtern, für die die anderen Mundarten fremde gebrauchen müssten und will deutsche Eigenart überhaupt bewahrt wissen; so weist er unter „deutsch", das damals in der später wieder von den Göttingern[2]) vielgebrauchten Bedeutung „ehrlich" zu veralten anfing, tadelnd auf die Nachahmung französischer Sitten durch die Obersachsen. Zu „Unehe", das sich auch Lessing[3]) anmerkte, erklärt er: „Man sollte dies gute Wort (für Konkubinat) wieder in Umlauf bringen; zu „Podagra", man könne dies ausländische Wort gar wohl entbehren, indem man mehrere einheimische Ausdrücke habe, unter denen man nur zu wählen brauche, und nennt dann Zipperlein, Fussgicht, Ballenfieber. Für „Historie" sieht er lieber „Geschichte" gebraucht; „Reiz" gilt ihm ebensoviel, wie das ausländische Grazie. Zu „populär" führt er aus: „ein von einigen neuern Schriftstellern ohne Noth aus dem französischen populaire entlehntes Wort gleich allgemein verständlich; auch für: „den niedrigen Klassen der Weltbürger nützlich", haben es einige

[1]) Vgl. Lehrgeb. 1, 58.

[2]) Vgl. Kraeger, J. M. Miller, Bremen 1893, S. 66.

[3]) Lachmann 11, 633.

einführen wollen, als wenn wir nicht schon das gute, ebendas sagende Wort „gemeinnützig“ hätten. Für verauktionieren verdiene das oberdeutsche im Hochdeutschen unbekannte Wort versteigern eingeführt zu werden u. s. f.

Auch aus der Poesie weist er die Fremdwörter hinaus.[1]) obwohl das 18. Jh. hierin zu grossen Zugeständnissen geneigt war.[2]) Nur ausnahmsweise, „wenn man dadurch einem unedlen oder matten Ausdrucke ausweichen kann“, lässt er sie zu; er führt selbst „Pontifex“ für „Papst“ als Beispiel an.

Im Wb. zeigt er sich duldsam. Das Neol. Wb. hatte an den Schweizern, ausser anderen Fremdwörtern, „ätherisch“[3]) „balsamisch“, „grotesk“ getadelt, die er ruhig aufnimmt; nur die von den Schweizern vielgebrauchte Bezeichnung „Accente“ für „dichterische Weisen“ nennt er eine unnötige Nachahmung des Französischen.

Gottsched[4]) selbst hatte unter anderm Genie, Myriaden, Sphären, Terrasse als Otterngezücht bezeichnet, Ad. lässt sie zu; auch Pomp[5]) erweist er gegen Gottsched als nicht erst von den Schweizern aufgebracht. Er selbst hat sich noch gegen die heute schwer entbehrlichen Dialog, Interesse, Skizze, Tendenz u. a.[6]) gewehrt.

Aber er hat doch auch hier dem Allbeherrscher Gebrauch seinen Zoll entrichtet und sich nicht genug gegen Höflichkeitsformeln gewehrt, die heute zum Glück überwunden sind. Er bestätigt einfach, das deutsche „laden“ werde durch das fremde „invitieren“ verdrängt. Seitdem das französische „Compliment“ in der feinen Welt das

---

1) Dtsch. Stil 2, 49.

2) Vergl. Ramler a. a. O. 1, 222.

3) Klopstock selbst strich das Wort wieder; vergl. Köster, Neol. Wb. S. 22 und 403.

4) Sprachkunst S. 200.

5) Beob. S. 235.

6) Dtsch. Stil 1, 109.

Lieblingswort geworden sei, sei das deutsche „Gruss“ sehr aus der Gewohnheit gekommen. „Curiosität“ lässt er neben „Neubegierde“ ruhig bestehen und giebt dem heimischen Worte noch einen härteren Nebenbegriff. „Für anpassen“, bemerkt er, „sagen die Hochdeutschen lieber anprobieren“. Gottsched [1]) hatte vorgeschlagen, in Zusammensetzungen für die ausländischen Parade-, Gala-, das deutsche Prunk- einzuführen. Ad. bemerkt, es habe in der ernsthaften Schreibart wenig Beifall gefunden; hier galt es allerdings zugleich, stillschweigend einen Hieb gegen jenen zu führen.

Mit Recht hat er sich gegen solche Verdeutschungen gewehrt, die dem eingeführten Fremdwort nicht gerecht werden konnten; zu „Genie“ bemerkt er, einige hätten dafür „Anlage“ einführen wollen, allein dies erschöpfe jenes bei weitem nicht. Auch die Verdeutschung des französischen précieux, das Gdb. neben génie, ennuyeux und coquet unter den damals für unverdeutschbar geltenden französischen Modewörtern nennt, durch „kostbar“, weist er trotz der häufigen Verwendung wegen der Vieldeutigkeit von „kostbar“ zurück. Auch „weinerlich“ hält er für ungeeignet zur Verdeutschung von comédie larmoyante, weil es den Sinn nicht treffe. [2])

In der Aufnahme wörtlicher Übersetzungen französischer Redeweise zeigt er sich freisinnig, sobald sie ihm Bürgerrecht erlangt zu haben scheinen. Zwar nennt er „lieben“ mit dem Infinitiv (gleich „gern thun“) eine unzeitige Nachahmung des französischen aimer, aber „Mehrheit“ (gleich pluralité), ebenso „ganz“ bei Substantiven (z. B. in „ganz Ohr sein“), die Gdb. heftig als Nachäffungen des Französischen tadelt, nimmt er unbeanstandet auf; bei „Geschmack“ und „entziffern“ gedenkt er ruhig des Einflusses von goût und déchiffrer.

[1]) Beob. S. 235 f.

[2]) Trotz Lessing, Lachmann-Muncker 6, 7.

einführen wollen
das sagend
verdiene
Wort v
A
obwe
ger
ei
'

Sprachbereicherung.

Dreifach sind die Quellen, aus denen die Schöpfer des neuen Stils der Sprache neues Lebensblut zuzuführen suchten: Archaismen, Provinzialismen und Neubildungen. Die Fruchtbarkeit der beiden ersten musste Ad. bei seiner Auffassung des Hochdeutschen verkennen; aber da er sogar Gefahr von ihnen fürchtet, merkt er scharf auf, und so sind auch seine abweichenden Urteile wertvoll. Für Neubildungen zeigt er meist einen offenen Sinn. Doch geht er nur sehr selten selbständig vor. Darum muss der Gegenbestrebungen seiner Zeit gedacht werden.

Eine historische Darstellung würde vor allen vollständige Lektüre der massgebenden Schriftsteller der Zeit erfordern. Die Aufgabe, vollständig darzustellen, was der deutschen Sprache rein lexikalisch von Klopstock bis Schiller zugeflossen und ihr dauerndes allgemeines Eigentum geblieben ist, harrt noch der neueren deutschen Philologie; sie wird durch Schaffung von Sonderwörterbüchern erleichtert werden. Hier konnte einstweilen nur ein Aufriss versucht werden, dem wenig Speziallitteratur zur Seite stand; Mühlenpfordt hat im zweiten Teil seiner Arbeit über den Einfluss der Minnesänger auf den Göttinger Bund auch Entlehnungen aus dem mhd. Wortschatz gebucht; doch würden sich gerade hierin die Ergebnisse bei zusammenhängender Untersuchung wohl vermehren lassen; zunächst aber bedarf es ähnlicher Untersuchungen für die Hallenser, Herder, den jungen Goethe u. s. w.

Archaismen.

Während man etwa bis zur Mitte des 18. Jh.s zuerst aus sachlichen, dann aus sprachlichem Interesse den alten Denkmälern Aufmerksamkeit zugewandt hatte, beginnt erst um diese Zeit die ästhetische Teilnahme.

Die Schweizer gingen voran. Breitinger[1]) bekämpfte zunächst in der Theorie das herrschende Vorurteil gegen Archaismen, und forderte „Machtwörter", die der natürlichen, von der Prosa deutlich unterschiedenen Sprache der Leidenschaft Ausdruck leihen sollten. Später erfolgten die erwähnten Veröffentlichungen, die praktische Anregungen geben sollten. Gottsched[2]), der 1752 den „Reineke Fuchs" herausgab, hatte sie hierzu teilweise angeregt, hatte auch selbst[3]) vorsichtige Erneuerung veralteter Wörter nicht verboten; aber jenes geschah mehr aus theoretischer Rücksicht auf die Aufstellung der gesamten deutschen Litteratur, dies wusste er nicht nutzbar zu machen. Die Teilnahme ward bald allgemeiner; im Jahre 1756 äussert Möser[4]) in einem Briefe an Gleim die Absicht, „alle deutsche Poeten, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben haben" herauszugeben. Was hier unterblieb, ersetzte Möser später durch seine „Osnabrückische Geschichte" (1765 f.) und die „Patriotischen Phantasieen", die den Sinn für die deutsche Vergangenheit und ihre kraftvolle Eigenart mit liebevollem Anteil zu wecken suchten. Der erste, der das von den Schweizern neuerschlossene Gut wirklich fruchtbar machte, ist Lessing. Im Frühjahr 1758 betont er in der Vorrede zu Gleims Grenadierliedern, man könne die Lieder dieses neuen

---

1) a. a. O. S. 42—90.

2) Vgl. Sokolowsky, Das Aufleben des altdeutschen Minnegesangs in der neueren deutschen Litteratur. Diss. Jena 1891, S. 25 ff.

3) Gottsched, Versuch einer kritischen Dichtkunst, Leipzig 1737 (2. Auflage). VII. Hauptstück § 6.

4) Vermischte Schriften (1798), Th. II, S. 201.

preussischen Barden nur aus dem Studium der alten Barden aus dem schwäbischen Zeitalter verstehen. Er meint damit die Minnesinger der mhd. Zeit, aber auch, wie wir aus einem gleichzeitigen Briefe [1]) an Gleim wissen, das Heldenbuch und das von den Schweizern herausgegebene Fragment der Nibelungen. Dies Alles las er damals mit gewohnter Eindringlichkeit. Im nächsten Jahre trat er mit der Logau-Ausgabe den Bestrebungen der Schweizer würdig an die Seite. Er begnügte sich aber nicht, den damals halb verschollenen Dichter in einer von Ramler übel modernisierten Auswahl den Deutschen nahe zu bringen, sondern schrieb auch ein Wörterbuch dazu, das die Leser und unter ihnen besonders die Schriftsteller mit vaterländischer Begeisterung mahnte, sich nicht bloss am Lesen der älteren deutschen Dichter, von denen er aus dem 17. Jh. eine ganze Reihe herauszugeben plante, zu erfreuen, sondern auch das verlorene alte Sprachgut neu zu beleben. Gleichzeitig liess Klopstock [2]) im „Nordischen Aufseher" seinen kleinen, aber ausgezeichneten Aufsatz: „Von der Sprache der Poesie" erscheinen. Auch hier hiess es, die deutsche Sprache, die nun anfange, gebildet zu werden, habe noch neue Wörter nötig; unter die neuen rechne er auch einige wenige veraltete, die sie zurücknehmen solle. Besonders eindringlich wurden aber in dem „kanonischen Buch für die ästhetische Kritik des jungen Geschlechs" [3]), in Herders „Fragmenten" Machtwörter [4]) gefordert. Die Schweizer hätten sie aus ihren schwäbischen Gedichten zeigen, prüfen und kritisch einführen sollen, sie seien zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten; auch von einem „Glossarium über Opitz aus dem wahren Geist unserer Sprache" ist die Rede. Herder weist auch auf den Dorpater Bürgermeister Gadebusch,

[1]) Vom 6. Februar 1758. Lachmann 12, 107; vgl. Erich Schmidt, Lessing 1, [1]380.

[2]) Klopstock „Von der Sprache der Poesie" (Sprachwissenschaftliche Schriften ed. Beck und Spindler, Bd. 2, 313 f.).

[3]) Suphan, Einleitung zu Herders Werken 1, XXIV.

[4]) Herder 2, 40.

die „fleissige Seele in Livland“, der einen Anhang zu Frischens Wb. gemacht habe.[1]) Auch diese lexikalische Arbeit zeigt offenes Verständnis für die neuen Elemente in der Sprache und giebt gute Aufschlüsse über die Gebrauchsgeschichte mancher neu aufgenommenen Wörter. Sie hat auf den jungen Herder fördernd eingewirkt. Auch Goethe[2]), obschon in Strassburg von Oberlin vergeblich gemahnt. die alte Sprache zu studieren, ward hier dann doch von Herder auf die deutsche Vergangenheit i. a. gelenkt. Besonders bewusst aber bereicherte Wieland die Sprache. Ein Brief an Bürger[3]) vom 22. April 1776 zeigt, wie auch Goethe damals noch an diesen Bestrebungen teil nahm. Wieland dankt darin für die Übersendung des 6. Buches von Bürgers Ilias-Übersetzung und bemerkt dazu, die Übersetzung würde sogleich gedruckt worden sein, „wenn Goethe nicht gewünscht hätte, das Manuskript vorher genauer mit dem Original zu vergleichen und (wie ich vermuthe) nach Ihrem Verlangen hier oder da eine Kleinigkeit zu ändern; z. E. ein ehrliches, absoletes Wort an schicklicher Stelle anzubringen und dergl. Wir sind itzt stark daran, etliche hundert dergleichen Wörter, so Gott will, wieder ins Leben zu rufen und wir haben grosse Freude darüber, dass Sie ein gleiches in Ihrem Homer thun“. Wieland liess es auch nicht bloss bei solchen

---

[1]) Über Gadebusch vergl. Herder 1, 165 u. 537; dazu Suphan, Zachers Zs. f. deutsche Philologie 6, 53.

Gadebusch hat seine Sammlungen in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen“ der Jahre 1763—67 erscheinen lassen, aber bis in das Ende der achtziger Jahre fleissig weiter gesammelt, ohne seine Arbeit zum Druck zu befördern. Das Manuskript dieser bisher von Suphan für verloren gehaltenen Sammlungen besitzt die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands in Riga“ und hat es, sowie die „Beiträge“ mir gütigst für diese Arbeit zur Verfügung gestellt. Auch manche schätzbare Angaben über den livländischen Dialekt sind hier noch zu schöpfen.

[2]) Vgl. Weimar. Ausg. 28, 48.

[3]) Vgl. Strodtmann 1, 303.

gelegentlichen Versuchen bewenden, sondern war auch bedacht, die gehobenen Schätze deutlich herauszustellen und ihr Verständnis dem Leser theoretisch zu vermitteln; so begleitete er 1777 die erste Ausgabe des „Geron" im „Teutschen Merkur" mit Glossen, dem „Oberon" hängte er ein „Glossarium" [1]) an. Neben Bürger studierten auch die übrigen Göttinger eifrig alte deutsche Sprache und Sitte, wie Mühlenpfordt in der genannten Untersuchung gezeigt hat, und auch von diesem Kreise gingen manche Erneuerungen aus. Hegen sie doch sogar die Absicht, zum Studium der alten „Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern und sie auf wahre Simplizität und verschiedene alte gute Wörter aufmerksam zu machen". [2]) So allgemein ist die Teilnahme und Freude an diesen Bestrebungen, dass man ein besonderes Glossarium, das alle der Erneuerung würdigen Wörter enthalte, dringend wünscht. Gegen Ad. betont dies besonders Gedike in seiner Schrift über „Purismus und Sprachbereicherung" [3]) vom Jahre 1779.

Unter den mannigfachen Versuchen der Zeit hat die Laune des Gebrauchs allerdings nur das wenigste zu dauerndem Leben zurückgerufen. Schon Herder vermutete in den „Fragmenten", dass sich ein kühnes Genie wohl manchmal mit seinen Goldklumpen betriegen werde, aber fügte beruhigend hinzu, es habe dann doch, wenn der Sprachphilosoph sie probiert und geläutert habe, wenigstens Gelegenheit zu chymischen Versuchen gegeben. Auch Wieland selbst erhob Einspruch gegen das blosse Spielen mit Archaismen. Hier ist Ad.s Stellung schon vorgedeutet; von seinem Standpunkt konnte er wirklich nur gutheissen, was schon der allgemeine Gebrauch auf-

[1]) Vgl. Sämmtliche Werke, Leipzig 1796, Bd. 23, 315—343.

[2]) Vgl. Miller, Ged. S. 471 und dazu Kraeger, J. M. Miller, S. 93 f.

[3]) Gedike „Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung" im „Deutschen Museum" 1779, Bd. 2, 385—416; vgl. Jean Paul, a. a. O. S. 667.

genommen hatte; und zur Ausübung dieses Richteramtes war es gut, dass er persönlich so gar keine Freude an jenen Goldklumpen hatte; so war er gänzlich unbefangen. Dann aber zeitigte die neue Bewegung hässliche Auswüchse. So veröffentlichte z. B. Wilh. Chp. Siegm. Mylius im Jahre 1777 die Übersetzung einiger Märchen des Grafen Hamilton, in denen jeder Schriftsprache durch gewaltsamste Verstümmelung der Laut- und Flexionsformen, sowie jedem Stilgesetz durch Zusammenraffen längst veralteter und niedrig provinzialer Wörter Hohn gesprochen wird. Diese sind dann auch in einem angehängten „Vokabularius" noch einmal übersichtlich zur Schau gestellt und darum wird dies Buch auch hier aus der Flut der ähnlichen Litteratur jener Tage herausgehoben. Denn die Bemerkungen, die Mylius seinem an sich wertlosen, aus Frisch, dem Logau-Wb. und dem Glossar zu den „Proben der Minnesänger" flüchtig zusammengerafften Wb. hinzugefügt hat, geben uns mancherlei Aufschlüsse über die Geschichte der Wörter. In seiner Zeit aber musste das Buch die Besonnenen abstossen. In dieser einseitigen Übertreibung und der unbeabsichtigten Brauchbarkeit für unsere Zwecke entspricht es recht dem berüchtigten, aus gerade entgegengesetzten Tendenzen verfassten Neologischen Wörterbuch Schönaichs, das jetzt in der überaus lehrreichen Ausgabe von Köster vorliegt und das hier auch herangezogen werden musste.

Hatten solche Bücher, wie das von Mylius, damals wirklich ihre Geltung, so wäre jener merkwürdige Übergang Ad.s zu engherzigen Abwehrtheorieen nicht schwer zu begreifen. Im „Magazin"[1]) erklärt er nicht ohne Sophistik: „So wenig ein Stäubchen Materie sich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, so wenig eine einmal erworbene Kenntniss aus dem ganzen Zusammenhange der Dinge verloren gehen kann, so wenig wird sich auch ein notwendiges, nützliches und dem Ganzen angemessenes

---

[1]) Magazin I, 1, 29.

Wort aus einer Sprache und Mundart verlieren können. Es ist daher unbillig und der Absicht einer Schriftsprache zuwider, dergleichen Auswurf scheinbarer Nebenursachen wegen wieder zurückzurufen.“ Das klingt hart, aber es bleibt zu bedenken, dass Ad. ein kritisches Wb. schreiben wollte und dass es dessen Aufgabe nicht ist, die altertümlichen Schätze einer Sprache bewusst hervorzuheben, wie später die Brüder Grimm[1]) wollten.

Ad.s Bannspruch „Veraltet“ trifft zunächst eine Reihe von Wörtern für Einrichtungen und Sitten des Mittelalters. Die Aufklärung sah in ihm eine dunkle, barbarische Zeit, in deren endgültiger Überwindung man sich nicht glücklich genug preisen konnte und die man selbst in jeder Erinnerung von sich fern zu halten suchte. Das junge Geschlecht mit Herder an der Spitze fand dagegen in ihm „Herz, Wärme, Blut, Menschheit, Leben“, die es dem selbstklugen Jahrhundert zurückgewinnen wollte. So suchte es auch, wenn nicht seine Bräuche, doch die lebendige Erinnerung an sie auf alle Weise zurückzuführen, um zugleich auch zur Belebung des Stils neue kraftvolle Bilder und Vergleiche zu gewinnen. Aber Ad. war auch dieser Förderung abgeneigt und mahnte gerade zu aller Vorsicht und Zurückhaltung in der Bildlichkeit des Stiles. So werden als veraltet verzeichnet z. B.:

Acht: Er bemerkt: „Übrigens gehöret dieses Wort mit seinen Zusammensetzungen unter diejenigen, welche mit der Sache selbst aus der Übung gekommen sind.“ Wir verwenden heute „in Acht und Bann thun“ auf die mannigfaltigsten Verhältnisse. Auch Ad. sagt schon im Wb. (2): „welche . . . grösstentheils aus der Übung gekommen sind“. Wir sehen, wie dem scharf beobachtenden Gelehrten auch das allmähliche Durchdringen des Wortes nicht entgeht. Das Neologische Wb. hatte noch Haller wegen der bildlichen Anwendung des Wortes verspottet.

[1]) D.Wb. Vorr. Spalte XIX.

Mehrere Ausdrücke für Kampf und Ähnliches:

Abenteuer, das wenig mehr vorkomme. Im Wb. (2) erklärt er näher, es komme „mehrenteils nur in scherzhaftem oder verächtlichem Sinne vor“. Dieser Sinn herrscht auch heute in der gewöhnlichen Umgangssprache.

Absage: Lessing aber sprach wieder von seiner „ritterlichen Absage“ (Lachmann 10, 132). Bald ward es allgemeiner für „abschlägiger Bescheid“ gebraucht.

Fehde: Ad. nennt es „ein gänzlich veraltetes oder doch nur zuweilen in der komischen Schreibart gebrauchtes Wort“. Diese Verwendung liegt uns heute gänzlich fern. Auch wir können zwar mit manchen Wörtern eine scherzhaft altertümelnde Wirkung erreichen, z. B. mit dieweil, gelahrt, erklecklich, etzlich, weidlich, aber Wörter wie Fehde sind uns gänzlich zurückgewonnen.

Hader: Das zugehörige Verbum hadern weist er ins gemeine Leben, wo es zuweilen vorkomme, lässt aber diese Bemerkung im Wb. (2) fort;

Schlacht, das seltener zu werden anfange und wofür man lieber Treffen sage.

Ferner einige Ausdrücke für Kämpfer und Held:

Degen, obwohl es von Lessing im Logau-Wb. empfohlen und dann von ihm und anderen gern gebraucht worden war. Hier verschärft Ad. einmal im Wb. (2) wohl im bewussten Gegensatz zu Lessing sein Urteil über dies Wort und weist es in die komische Schreibart, wonach dann auch Wieland im „Geron“ in der Gesamt-Ausgabe der Werke von 1794 f. änderte.[1]) Hier hat sich sein Urteil durchgesetzt, weil Degen auch heute meist noch unter Verkennung seiner Etymologie als eine etwas übertriebene Metapher (gleich Haudegen) angesehen wird.

Hüne, das er in der Form Heune verzeichnet und nur noch beim gemeinen Haufen Niedersachsens kennt.

---

[1]) Vgl. Singer, Über Wielands Geron in Zachers Zs. f. deutsche Philologie 25, 220—252 (1893) S. 243.

Kämpe, zu dem Mylius bemerkt: „Jetzt können wir das veraltete Wort wieder hervorsuchen". Nach Rudolf Hildebrands Meinung (im D.Wb.) war das Wort auch noch Goethe und Schiller unbekannt. Er meint, ein einflussreicher Schriftsteller könne es lediglich aus Adelung erneut haben; mehr spricht für jene Bemerkung bei Mylius.

Knappe, Recke. Wigand: sogar dies auch heute veraltete Wort suchte Wieland zu beleben. Gleichzeitige Kritiker warfen ihm vor, er habe es aus Reimnot getan; Mylius verteidigt ihn gegen solche „hirnlose Zeitungsschreiber". „Weigand" gebraucht Bürger.

Aber auch gegen Bezeichnungen friedlichen mittelalterlichen Lebens verhielt Ad. sich ablehnend. Gegen das Wort

Minne führte er einen hitzigen Kampf, vielleicht gerade, weil es zu jener Zeit sehr schnell Modewort ward. Im Wb. nennt er es veraltet, im Dtsch. Stil (1, 96) aber „um mehrere Grade tiefer stehend als Liebe", auch giebt er ihm hier wegen seiner verkleinernden intensiven Form einen dunklen und kindischen Begriff. Es ist auch heute nicht zum rechten Leben gekommen, ebensowenig wie

meinen (gleich lieben), trotz Bürgers „Mädel, das ich meine", auf das Mylius stolz verweist, und Schenkendorfs „Freiheit, die ich meine". Auch

Buhle wird heute meist nur in der Dichtung gebraucht, soweit man überhaupt noch zu dem alten edlen Sinne zurückzugreifen vermag, in dem es z. B. Goethe gebraucht, und nicht der verurteilenden Bedeutung nachgiebt, die dem Worte wohl der Göttinger Kreis verliehen hat.[1]) Unter „hold" bezeichnet Ad.

abhold als „grösstentheils veraltet". Schon Heynatz bemerkt dann: „Verschiedene Modeschriftsteller haben es seit einiger Zeit in Gunst genommen und gebrauchen es

---

[1]) Vgl. Kraeger a. a. O. S. 79.

mehr als zu oft ... vermutlich wird es sich nun im Gebrauch halten."

Kemnate kennt Ad. nur in der Bedeutung „steinernes Gebäude" im gemeinen Leben vieler Gegenden üblich. Lessing (Lachmann 11, 626) fand ohne Hülfsmittel vorsichtig tastend die Bedeutung „Zimmer", die heute wohl wieder ziemlich bekannt ist.

Ferge ist auch heute ein seltenes Wort. Stosch (Kl. Beitr. 2, 200), der sonst den Archaismen nicht abgeneigt ist, bemerkt, es wäre lächerlich, das Wort für Schiffer wieder aufzunehmen.

Gau, das auch Mylius empfiehlt, beginnt aber, wie es im D.Wb. heisst, „wirklich in unserer Zeit ein neues Dasein im Vereinsleben".

Einige Wörter haben allgemeinere Bedeutung erhalten:

ebenbürtig nennt Ad. im Wb. (1) „zuweilen in den Rechten und Gebräuchen der mittleren Zeiten üblich", lässt diese Bemerkung aber sehr bezeichnend im Wb. (2) fort;

frönen kennt er nur in dem alten rechtlichen Sinne von „Dienste leisten", ebenso

huldigen nur im Sinne von „Treueid leisten", noch nicht „den Leidenschaften frönen, den Frauen huldigen" u. a.

Wie Ad. die Erinnerungen an die Ritterzeit von sich fern hielt, verbannte er auch alles, was mit einer Äusserung urwüchsiger sinnlicher Kraft und tiefer Empfindung zusammenhängt. Schon das eine der beiden Worte, die die ganze Periode charakterisieren,

Drang ist Ad. unbekannt, er kennt es nur in der veralteten Bedeutung „Gedränge". Das Wort war eben, wie die Sache den „Aufgeklärten" fremd; „es" dichtete und sang nicht in ihnen und sie mochten nicht einer geheimnisvollen inneren Eingebung folgen, weil sie nicht genügende Gewähr für die um jeden Preis erstrebte Klarheit, für Richtigkeit und Verständlichkeit zu bieten schien. Aus ähnlichen Gründen bezeichnet Ad. als veraltet:

Behagen: im Wb. (1) nennt er es „grösstentheils veraltet“; die Ableitung „behaglich“ fehlt ganz. Im Wb. (2), wo er diese verzeichnet, wehrt er sich bereits gegen den Neugebrauch des Wortes Behagen, indem er bemerkt, man habe das Wort vermutlich um des Nebenbegriffes der Dunkelheit oder Sinnlichkeit willen veralten lassen, bis es von einigen neueren Schriftstellern wieder hervorgezogen worden sei. „Wenn es in der philosophischen Schreibart geschiehet“, fügt er bezeichnend hinzu, . . . „so ist nichts dawider einzuwenden; allein in anderen Fällen sollte man damit ein wenig sparsamer seyn, indem das Behagen in seiner wahren Bedeutung sinnlichen und unkultivierten Menschen angemessener ist, als aufgeklärten“. Man stritt über das Wort, das schon Breitinger[1]) empfohlen hatte, auch sonst viel hin und her, wie Rüdiger[2]) in seinem kleinen Hallischen Idiotikon berichtet.

bieder: im Wb. (1) zu Anfang, wo seine Polemik noch nicht ausgebildet ist, klingt es wie ein schöner Nachhall aus dem Logau-Wb., wenn er bemerkt: „Die neuern Dichter haben dieses gute Wort, welches man sehr unbillig veralten lassen, wieder einzuführen gesucht.“ Er erwähnt aber Lessings mit keiner Silbe. Im Dtsch. Stil (1, 90) lässt er sich dann zu heftiger Abwehr gegen dies Wort hinreissen.

frommen: auch Heynatz empfindet es als „von neueren hervorgesucht und überlästig oft gebraucht“.

gebahren: Ad. kennt es nur noch aus dem Canzleistil. Mylius verzeichnet es, ohne es zu empfehlen, Heynatz verweist es in den Ritterromanstil der Zeit. Es wird dann eines der unentbehrlichen Lieblingswörter Goethes (s. D.Wb.).

hehr: es gilt ihm als „völlig veraltet“; noch 1792 empfiehlt Wieland das edle, uns wert gewordene Wort nachdrücklich zur Wiederbelebung (vgl. D.Wb.).

---

[1]) a. a. O. S. 211.

[2]) a. a. O. Stück 2, S. 65.

Sälde: das auch heute noch um Anerkennung zu ringen hat[1]).

Wonne: Ad. bemerkt, die neuern Schriftsteller hätten es ohne Not wieder in Gang gebracht, indem es bei seinem dunklen Bau wenig mehr sagen könne, als Freude.

Auch der Sinn für die Schätze unseres Volkes in Sage und Dichtung musste erst gegen die spröde Aufklärung zurückgewonnen werden. Das zeigt Ad.s Kritik an einigen Wörtern für Sagengestalten:

Elfe verzeichnet er nicht in einem besonderen Artikel, was auch Jakob Grimm im D.Wb. tadelnd bemerkt, sondern erwähnt es nur unter „Alp" als eine Bezeichnung bei den alten nordischen Völkern, obwohl es Wieland schon 1764 in der Übersetzung des Sommernachtstraums gebraucht hatte. Mylius verzeichnet es, ohne es zum Wiedergebrauch zu empfehlen, und glossiert es mit Schutzgeist. Unter „Alp" selbst spricht Ad. höhnisch von der Geisterlehre des grossen Haufens.

Fee glossiert er: „eine Art erdichteter Untergöttinnen, so die verderbte Einbildungskraft wider alle Kenntnis der Naturkräfte ersonnen hat", während Gadebusch[2]) hs. bemerkt, die Dichter hätten angefangen, sich des Wortes zu bedienen.

Gefeit kennt Ad. noch gar nicht.

Nix nennt er ein erdichtetes Wassergespenst, mit dem man noch im gemeinen Leben die Kinder zu schrecken pflege.

Nixe verzeichnet er gar nicht.

Unhold kennt er nur in der eingeschränkten Bedeutung „Zauberer"; das Neol. Wb. spottete über das Wort: „Das klingt hexenmässig".

Auch volkstümlicher Redeweise steht er natürlich fern; so bemerkt er unter „begeben": „Man hüte sich, dass man das veraltete ekelhafte „und es begab sich" nicht wieder in die historische Schreibart aufnehme". Einen so kräftigen Ausdruck, wie „gar lieblich anzusehn", in dem er das

[1]) Kraeger, a. a. O. S. 95.
[2]) Vgl. die Abkürzungen.

„anzusehn“ als in der edlen Schreibart veraltet erklärt. sucht noch Jakob Grimm gegen ihn zu retten. Zu „ade“ merkt Ad. an: „Mit Recht haben die Neuern das alberne Wort veralten lassen“. Jakob Grimm erklärt dies aus der Verbildung des 18. Jhs. Es wäre allerdings noch eine erträgliche Eindeutschung für unser unwürdiges „à Dieu“ gewesen und ist heute auch der guten Prosa nicht fremd.

Um der Sprache von neuem Kernhaftigkeit zu verleihen, griffen die Sprachbildner nicht nur auf alte Wörter, sondern auch auf ältere, meist kürzere Formen oder auch ältere Bedeutungen von noch bekannten Wörtern zurück. Besonders gern liess man das scheinbar oft überflüssige Kollektivpräfix Ge- sowie das Präfix Be- vor Substantiven fort. Auch diese Bildungen, die uns z. T. heute wieder geläufig geworden sind, bezeichnet Ad. noch als veraltet. So z. B.:

Brauch, das Ad. als noch von Dichtern in Andenken erhalten kennt,

Dank für Gedanke,

Fahr, auf das z. B. Wieland im Glossar zum Oberon weist,

Gier, das sich Herder[1]) aus Abbt vermerkte,

Hirn,

Rausch für Geräusch, das Ad. aus dem Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1776 belegt, das aber auch uns nicht geläufig geworden ist,

Ruch für Geruch, das Goethe[2]) im Westöstlichen Divan gebrauchte, nach Naumanns[3]) Meinung es geradezu aus Adelungs Wb. übernehmend, während ihm doch bei seiner Bibelfestigkeit die bei Ad. citierten Lutherstellen direkt vorbildlich sein konnten,

Sang,

Schick für Geschick, das Lessing im 14. Literaturbriefe aus Wieland als schweizerisch anmerkte,

[1]) Werke 2, VIII Anm.

[2]) Vgl. Weimar. Ausgabe 6, 139.

[3]) Naumann, Über Herders Stil. Programm des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin. 1884. S. 24.

Schmack für Geschmack u. a. m.

In älterer Bedeutung gebrauchte man z. B. die Wörter:

after (= nach): so sagte man Afterwelt für Nachwelt, Afterzeit für die Zeit der Nachkommen, ohne sich an die Bedeutung des Unechten zu kehren, die das Wort einmal erhalten hatte und die dann allerdings besonders stark erst durch die vaterländische Lyrik der Göttinger[1]) ausgebildet wurde. Afterzeit hatte sogar Ramler[2]) als dichterisch empfohlen. Solche Missgriffe weist Ad. mit Recht zurück.

bar (= beraubt, bloss), das noch Wieland in den Anmerkungen zum Geron[3]) erklärt, das aber heute in der Dichtung wohl allgemein verständlich ist.

bestehen (= siegreich ertragen, überstehen); der Gebrauch ist uns ganz geläufig geworden. Man versuchte es damals auch in anderen aktivischen Bedeutungen neu zu gebrauchen, so für mieten, angreifen u. a. Ad. verzeichnet auch diese Versuche, weiss aber noch nicht, welcher durchdringen wird. Er spricht, wie meistens, sehr allgemein von einigen neueren Schriftstellern; im Museum (1) S. 209 wird bestimmt Ramler als Erneuerer genannt.

Dank (= Belohnung des Siegers): so verwandte es Wieland im Geron[4]) und im Oberon[5]), wohl durch Ad.s Notiz angeregt. Später folgten audere.

dick (= oft); Wieland holte auch dies einmal wie das in den Schriften der Schweizer oft gebrauchte fast (= sehr) hervor. (Vergl. die Belege im D.Wb.)

durstig (= kühn); Ad. giebt reiche Belege aus Luthers Bibel-Übersetzung und regte dadurch gewiss zur Nachahmung an. Wieland im Oberon-Glossar schreibt einige Belege aus Ad. aus (vergl. S. 321).

---

[1]) Vgl. Kraeger, a. a. O. S. 80.

[2]) a. a. O. Bd. 1, 222.

[3]) Teutscher Merkur 1777, S. 183.

[4]) Ebenda.

[5]) Vergl. Glossar zum Oberon S. 320.

eitel (= lauter); vergl. Dtsch. Stil 1, 88 und Wielands Oberon-Glossar S. 321.

Elend (= Ausland, Verbannung); Ad. kennt diese Bedeutung noch aus einigen Redensarten; Heynatz tadelt die Verwendung, die auch heute nicht wieder geläufig geworden ist.

Knecht (= Knappe),

Milde (= Freigebigkeit),

Schimpf (= Scherz),

Wandel (= Fehler) u. a. m.

Einige Wörter, die Ad. als veraltet bezeichnet, sind durch englische Litteratureinflüsse, die damals stark auf Deutschland wirkten, neu belebt worden. Die Lautgestalt von

Elfe ist durch englischen Einfluss endgültig bestimmt worden, obwohl noch Jakob Grimm [1]) dagegen Einspruch erhebt.

Erneuert wurden damals:

Heil als Zuruf; das Neol. Wb. hatte es als „brittenzend" verspottet, auch Gottsched [2]) hatte es auf englischen Einfluss zurückgeführt; ihm zum Trotze müht sich Ad., es als im Deutschen althergebracht zu erweisen.

Halle; Ad. bezeichnet es in allen seinen Bedeutungen als veraltet. Ramler im „Batteux" [3]) bemerkt: Zu den fremden Wörtern rechnen wir auch die alten Wörter, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind, anstatt verdeckte Gänge oder Vorhöfe sagt ein Poet die Hallen.

Heim; mit ihm wurde auch wieder daheim üblich, das noch Heynatz als scherzhaft empfindet, und anheimeln, das bei Ad. ganz fehlt. (Vergl. auch Heimat.)

Auch zu Bedeutungserweiterungen und Neubildungen regte englischer Einfluss an. Zu

Laune bemerkt Ad.: „Es ist besonders in den neueren Werken des Witzes aufgenommen worden, das englische

---

[1]) D. Wb. Bd. 3 Sp. 400.

[2]) a. a. O. (vergl. 14) S. 5, 398, 534.

[3]) a. a. O. s. o.

Humour auszudrücken. „Humor" selbst verzeichnet Ad. noch nicht. Auch der sonst über Purismus freimütig denkende Gedicke [1]) sagt: „es haben sich izt schon hie und da manche englische Wörter unnöthiger Weise eingeschlichen, z. B. Humor, Spleen, Sneer u. s. w.".

Schöpfung im Sinne von Welt verzeichnet Ad. schon ruhig als edel, während es das Neol. Wb. noch mit wütendem Spott als über den Kanal gebrachte Handelsware verfolgt hatte.

empfindsam nennt Ad. „von einigen Neuern gebildet und durch Yoricks empfindsame Reisen in Aufnahme gebracht." Lessings Empfehlung war ihm wohl unbekannt.

Sehr selten hat sich Ad. veralteter Wörter angenommen; zu

Besonnenheit bemerkt er: „ein gutes altes oberdeutsches Hauptwort, dasjenige auszudrücken, was man in den neuern Zeiten aus Unwissenheit der deutschen Sprache mit der nach dem Französischen gebildeten Gegenwart des Geistes ausdrücken wollen." Unter „Achselträger" heisst es: „Die Oberdeutschen drückten den Begriff eines solchen Häuchlers ehedem durch Paidenthalbner eigentlich Beidenhalbner aus", welches gute Wort man zur Ungebühr veralten lasse.

Abzucht (= Kanal, Kloake) nennt er ein gutes, aber in der Büchersprache der Deutschen wenig bekanntes Wort.

Weichling, ein gutes altes Wort. Es ist uns heute wieder geläufig.

Ad. gesteht auch selbst im Dtsch. Stil [2]) zu, die Sprache müsse alte Wörter haben, gleichsam „Sparpfennige und seltene Münzen", wie Jakob Grimm [3]) es ausdrückt, aber er scheint hier mehr der Vollständigkeit seines Systemes halber, als aus eigenem Triebe zu reden, und um nicht hinter seinen konservativen Vorgängern zurückzubleiben.

---

[1]) a. a. O. (vergl. 521) S. 397.
[2]) 2. 51, vergl. S. 285.
[3]) D. W. 6. Vorr. Spalte XIX.

Er nennt Halle, Veste für Festung, Odem für Athem, Reihen für Tanz. Auch die verschwindende Anzahl der Belege ist bezeichnend.

Wo Ad. im übrigen „Reinigkeit“ und Richtigkeit gewahrt sah und keine Gefahr von den Archaismen fürchtete, zeigt er sich auch nachsichtig gegen sie, so bei Ramler; hier begnügt er sich einfach zu verzeichnen, dass er z. B.

ob = wenn auch,
vor = vorher,
Reisige = Ritter,

wiedereinzuführen gesucht habe. Das spricht gewiss nicht für sein Verständnis dichterischen Wertes, wohl aber für die Folgerichtigkeit seiner Lehre, die auch Duldsamkeit gekannt hätte, sobald die Gefahr beseitigt schien. Kann er sich aber auch einmal selbst mit Ramler nicht einverstanden erklären, so ruft er ruhig den Gebrauch als künftigen Schiedsrichter an, wie bei Darben als Transitivum z. B. Geldes darben, oder spricht höflich und unpersönlich, wie bei

conterfeyn und conterfaiten, wo er anmerkt: „Einer unserer berühmtesten Dichter hat beide Wörter wieder in die höhere Schreibart aufzunehmen gesucht; aber man sollte sie immer der Vergessenheit überlassen, in der sie schon begraben liegen“; er hat wohl Wieland im Sinne. Heute gehört konterfeien der vertraulichen, scherzhaften Rede an.

Auch sind bei Ad. natürlich schon eine grosse Anzahl von Wörtern, um deren Durchsetzung die frühere Zeit noch kämpfen musste, unbedenklich und vollgiltig verzeichnet; so aus Breitingers Dichtkunst

fussen auf,
Misston,

unterjochen und die zahlreichen neuen Zusammensetzungen. Hier hatte eben der Gebrauch entschieden, den Ad. von seinem Standpunkt aus peinlich genau befragen musste.

Provinzialismen.

Ad.s Stellung zu den Provinzialismen war noch von wesentlich anderen Rücksichten abhängig, als sie etwa heute bestehen. Obwohl beinahe ein Vierteljahrhundert seit Pater Dornblüths „Observationes" verflossen war, kämpfte die süddeutsche Reichssprache noch immer um ihr Bestehen,[1]) und auch die Schweizer wollten viele ihrer dialektischen Eigenheiten als gleichwertig neben den hochdeutschen Ausdrücken durchsetzen, was dann aber erst den folgenden Grossen in Auswahl vorbehalten blieb.[2]) So galt es, die Einheit des Hochdeutschen noch schroffer abzugrenzen. Und solange diese Einheit noch nicht überall sicher bekannt war, hatte Ad. auf die Lernenden, die sich aus seinem Werke über das echte Hochdeutsche Aufschluss holen wollten, Rücksicht zu nehmen. Welch reichen Nutzen es hier stiftete, dass nun wirklich einmal ein streng hochdeutsches Wb. entstand, mag eine kritische Bemerkung Mendelssohns[3]) über Zimmermanns verbesserte Schrift „Von dem Nationalstolze", die in Zürich 1760 erschienen war, zeigen. Er sagt, an einigen Stellen sei die Mühe allzumerklich, welche sich der Verfasser gegeben habe, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu erraten. Er suche öfter Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden mussten, und verfehle dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Neben der sprachlichen Unsicherheit ging das bewusste Bestreben, der

---

[1]) Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888. S. 429–439.

[2]) Köster a. a. O. S. 520.

[3]) Vergl. Goldstein „Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der Lessingperiode" in der „Festschrift zum 70. Geburtstage, Oskar Schade dargebracht", Königsberg i. Pr. 1896. S. 51–66; s. bes. S. 57.

Die Stelle aus Mendelssohn steht im 143. Litteraturbriefe und in den Gesammelten Schriften 4, 2, 225. Ähnliche Belege über die sprachliche Unsicherheit in Oberdeutschland sind aus der früheren Zeit überaus häufig.

Sprache die von Herder so schön und eindringlich empfohlenen Idiotismen zuzuführen. Dadurch ward viel Übertriebenes und Unhaltbares, wie unter den Archaismen, herbeigebracht; so musste Ad. das Gute mit dem Schlechten absperren, zumal auch hier nicht die Entscheidung des allgemeinen Gebrauchs abgewartet werden konnte. Persönlich liess Ad. sich allerdings zu sehr von seiner Abneigung gegen alles Volkstümliche auch hier leiten. Er hat selbst einmal[1]) eingestanden, dass Kraft, Nachdruck und Anschaulichkeit als Vorzüge des Ausdrucks gelten müssten und dass man diese in der Sprache des niedrigen Volkes finde, hat sich aber beeilt, hinzuzusetzen, dass diese Eigenschaften Vorzüge teils nur unter gewissen Umständen, teils höheren und wesentlicheren Eigenschaften untergeordnet seien. Wo er keinerlei Gefahr sieht, dass Provinzialismen ins Hochdeutsche eindringen, führt er sie, wie die Archaismen, unbefangen und reichlich an und zwar meist nicht in besonderen Artikeln, sondern als Synonyma für hochdeutsche Wörter.

Die Litteratur, die ihm hierfür zu Gebote stand, war nur für das Ndd. reichlich. Im Jahre 1755 hatte Richey sein kleines, aber ausgezeichnetes Idioticon Hamburgense, 1756 Strodtmann sein Idioticon Osnabrugense, 1767—71 die bremische deutsche Gesellschaft ihr grosses, grundlegendes bremisch-niedersächsisches Wörterbuch veröffentlicht. Bocks kleinen Entwurf eines preussischen Wb.s (Königsberg 1759) kannte Ad. wohl nicht. Unter „hell (1)“ hat Ad. ein, soviel sich ermitteln liess, sonst nicht bekanntes Hennebergisches Vokabularium eines gewissen Zehner vom Jahre 1622 angeführt.

Weniger gut war für das Obd. gesorgt. Ad. selbst forderte dringend obd. Idiotika.[2]) Für sein Wb. war er auf die allgemeinen in Oberdeutschland gearbeiteten Glossarien von Henisch, Cramer u. a. angewiesen, sonst

[1]) Mag. 2, 2, 21.
[2]) Vergl. Lehrgeb. 1, 80.

boten sich etwa noch Petris Bibelglossar[1]) vom Jahre 1523 und aus der neueren Zeit Popowitschens „Untersuchungen vom Meere".[2]) Sprengs[3]) leider nicht zum Druck gelangtes grosses Wörterbuch blieb Ad. natürlich unbekannt.

Sein offener Sinn für provinzielle Wörter und ihren mundartlichen Sonderwert zeigt sich besonders gut z. B. unter „schlagen", wo er 41 volkstümliche Ausdrücke zur Vergleichung heranzieht. Ähnliche Zusammenstellungen finden sich unter Agen, Alp, ekel, flistern u. s. f.

Wichtiger für die Wortgeschichte ist seine Kritik an den Wörtern, die auch schon zu seiner Zeit irgendwelche Beziehung zum Schriftdeutschen gewonnen hatten und denen er den Eingang ins Hochdeutsche verwehrt. Von den als ndd. bezeichneten Wörtern sind uns völlig geläufig geworden:

Ärger (= Verdruss), das noch Heynatz als Lieblingswort einiger Modeschriftsteller verbannen will,
beschwichtigen, das er noch gar nicht in der alphabetischen Reihenfolge mit aufführt, sondern nur zufällig unter „schweigen" in der Form „beschwigtigen" erwähnt,
binnen,
blank,
Bucht (= Bay), das Ad. zuerst verzeichnet,
dicht (= nahe),
düster,
ebben: Ad. verzeichnet es als nds. nur nebenher unter „Ebbe". Gdb. merkt es sich als ungewöhnlich aus der Berliner privil. Zeitung von 1763 an. Klopstock und Goethe gebrauchten es dann auch in übertragenem Sinne. Besonders gern werden dann aber die von der Bewegung

---

[1]) Vergl. u. „ähnlich".

[2]) Mag. 1, 2, 44—60 hat Ad. selbst die „Litteratur der deutschen Mundarten" gegeben, wo noch einige kleine Arbeiten aus Zeitschriften genannt werden. Auch hier klagt er über den gänzlichen Mangel obd. Idiotika, weswegen niemand im Ernste an ein allgemeines deutsches Wb. denken könne.

[3]) Socin, Allgemeine deutsche Biographie 35, 292.

des Meeres entnommenen Wörter fluten, das Ad. nur als unpersönliches Wort im beschränktesten Sinne und wogen, das er gar nicht kennt, gebraucht.

flau,

flink,

flott,

flugs,

hapern,

hastig: „Hast“ und „hasten“ fehlen daneben ganz. Heynatz kennt das Substantivum nur als nds., will es aber für Übereilung auch hd. „wagen“, von der Aufnahme des Wortes hasten „sieht er keinen Vorteil“. Voss (vergl. D.Wb.) bemerkt: „Da wir Hast und hastig in der Schriftsprache haben, warum vernachlässigen wir das alte hasten?“

Laken,

prunken,

sacht,

schmuck, das Mylius ohne besondere Empfehlung verzeichnet.

schnippisch (wie schmuck im „Faust“).

verblüffen: Ad. stellt noch die Form verbleffen voran und denkt gar nicht an die Möglichkeit der Aufnahme dieses Wortes; Stosch[1]) hatte es schon 1778 aus Bodes Shandy-Übersetzung (3. 6) belegt und bemerkt: „Ich habe das Wort sonst noch bei keinem hochdeutschen Schriftsteller angetroffen . . . ich will hier den Herrn Übersetzer des Tristrams Shandy weder deswegen tadeln, noch auch vertheidigen, sondern es anderen überlassen, ob sie es für gut finden werden“ u. s. w.

Wirrwarr: Lessing hatte dies Wort und ähnliche Bildungen z. B. Schnickschnack wie so vieles andere dankbar aus dem Ndd. aufgenommen und gern gebraucht. Die genannten Wörter erlangten eine gewisse Berühmtheit, weil man sie viel nachahmte und sich im Kampfe gegen

---

[1]) Kl. Beitr. Bd. 1, 22.

Ad. auf sie berief. Auch im Dtsch. Stil[1]) spricht sich Ad. wiederholt dagegen aus.

Viele Wörter sind, wie auch die besonderen Anwendungsweisen vieler Wörter, mundartlich geblieben, obwohl sie von angesehenen Schriftstellern gebraucht wurden, z. B. „äspern“, das Gleim gebrauchte, „glau“, das Lessing „auf alle Weise in unsere Büchersprache aufgenommen“ wissen wollte, nährlich (= kaum) und prachern (= betteln), die Bürger gebrauchte, sodann z. B. abstehen, das Lessing = abtreten gebraucht. Viele haben auch nicht unbestritten die Würde der Schriftsprache erhalten, so drall, obwohl es Lessing gebrauchte, schnurrig u. a. m.

Von den als obd. bezeichneten Wörtern sind uns geläufig geworden:

abhanden,

abschweifen, bei dem Heynatz bemerkt, Wieland und seine Nachfolger hätten es so häufig gebraucht, dass er es nicht mehr als im Hochdeutschen ungewöhnlich bezeichnen möchte,

Ahn, an dessen Gebrauch im Sing. man im Hochdeutschen nicht viel Geschmack gefunden zu haben scheine,

allgemach,

Ampel,

Ärmlichkeit,

behelligen, das Mylius empfiehlt,

behende,

behindern,

deuten,

dumpf, ein Lieblingswort Goethes,

Eigenschaft,

ergrauen,

förderlich,

fortan,

gemeinsam, das auch Lessing fremd erschien (vergl. Lachmann 10, 660),

---

[1]) 2, 417.

gestalten,
gewahren,
Hader,
hätscheln,
klaffen,
kosen, das bald so beliebt ward, dass es Heynatz 1797 als dichterisches Modewort tadelt,
kostspielig,
lugen, zu dem Mylius bemerkt: „Der Einführung ins Hochdeutsche vollkommen würdig“;
mehrmals,
unbefangen, zu dem Mus.(2)[1]) bemerkt wird: „Unbefangen ist auch nur seit kurzem wieder Mode geworden. Es kommt bloss auf einen guten Schriftsteller an, durch einen passlichen Gebrauch das befangen auch in Glanz zu bringen“.
Unbill, zu dem das Neol. Wb. bemerkte: „Wir sind noch nicht so weit, es zu verstehn“, nachdem es Breitinger[2]) empfohlen hatte, und das dann auch Mylius empfiehlt
vergeuden, das ebenfalls von Breitinger[3]) und Mylius empfohlen wird,
versteigern,
weitschichtig.

Viele Wörter sind auch uns nur aus Dichterstellen, z. B. firn, Halde, jach, oder aus der gehobenen Sprache überhaupt z. B. sich ergehen, erharren u. a. m. bekannt.

Neubildungen.

Ad. selbst erkannte Neubildungen durch Ableitung und Zusammensetzung als ein Mittel der Sprachbereicherung an[4]) und hat auch in seinem Wb. den überaus reichen

[1]) Bd. 2, 530.
[2]) a. a. O. S. 210.
[3]) ebd. S. 55.
[4]) Vergl. Mag. 1, 4, 36—78: „Von neuen Wörtern durch die Ableitung“.

Zuwachs, den seine Zeit erfuhr, unbefangen gewürdigt, soweit die neugebildeten Wörter nicht gegen die herrschende Analogie, gegen Geschmack und Verständlichkeit zu verstossen schienen. Er hat auch den Ableitungssilben und Kompositionsgliedern besondere Artikel gewidmet, die dankenswerte Zusammenstellungen enthalten, und hat hier sogar selbständig auf die Mittel verwiesen, die ihm zu immer neuer Sprachbereicherung geeignet schienen.

Unter den Substantiven mit ableitenden Suffixen erkennt er die Endung -er (aus âri) als ein solches Mittel an, wie auch Ramler im Batteux unter den nach der Sprachähnlichkeit gemachten Neubildungen Wörter auf -er genannt hatte. Ad. verzeichnet z. B.

Beter, Donnerer, Hasser, Seher, Streiter als poetisch, was sie noch heute sind. Er führt hier ruhig Klopstock an, ohne sich um den Spott des Neol. Wb. zu kümmern. Von den bei ihm als Neubildungen verzeichneten sind uns heute geläufig:

Bewohner, das doch auch schon Gdb. als häufig gebraucht verzeichnet,

Denker; Ad. hat sich gegen dies Wort heftig gewehrt. Mag. 1, 3, 158 nennt er es „ein aus mehr als einer Ursache verwerfliches Wort“ und erläutert Mag. 1, 4, 59 näher: „Es soll eine zum Nachdenken gewöhnte Person bezeichnen und bedeutet doch weiter nichts, als eine Person, welche denkt oder denken kann, welches für den obigen Begriff viel zu wenig sagt.“ Wir müssen gestehen, die hierbei in Anwendung gekommene Analogie ist in der That überaus selten; aber sie ist doch auch schon zu Ad.s Zeit z. B. bei „Kenner“, wie das Wb. ausweist, völlig durchgedrungen. Das erweiterte Suffix -ner erleichtert diese Bedeutungsentwickelung, so bei Redner, Bildner u. a.

Herrscher,

Städter, das auch Gdb. als neugebildet empfindet und in die vertrauliche Sprechart verweist und das auch

Lessing[1]) nur als „noch in gemeinen Reden gebräuchlich kennt.

Die ihm geläufigen Bildungen verzeichnet Ad. zuweilen unter den Verben, von denen sie abgeleitet sind, so z. B. Beobachter.

Mit jâ(n)-Suffix gebildete feminine Adjektivabstrakta billigt Ad. nur da, wo sie zur Vermeidung schwertälliger Bildungen auf -igkeit dienlich sind. So verweist er Härtigkeit statt Härte ins gemeine Leben, Mürbe für Mürbigkeit schlägt er sogar selbständig vor.

Dagegen hat er wenig Sinn für diese Bildungen, wo sie den Dichtern als willkommene seltenere Nebenformen für Zusammensetzungen mit -heit und -keit dienen. So bemerkt er zu

Schöne, das Herder[2]) für einen besseren Idiotismus, als Schönheit hielt, es sei im Hochdeutschen veraltet; einige neuere Dichter hätten es zwar wieder einzuführen gesucht, aber damit wenig Nachfolger gefunden.

Rege nahm er ohne Bemerkung aus Herder auf. Hier aber war nicht mehr sein Gebiet. So reichlich die Dichter Bildungen dieser Art gebrauchten, in die Umgangssprache ist kaum eine gedrungen.

Wörter mit dem Suffix -nis hält Ad. für unfruchtbar zu Neubildungen im Hochdeutschen, weil die Bedeutung des Suffixes dunkel sei. Er hatte nicht Unrecht. Wörter wie Ergebnis, Ersparnis sind wohl nicht neugebildet und ihm nur zufällig entgangen. Sie haben leicht etwas Kanzleihaftes, so z. B. Geschehnis, Vorkommnis.

Andere Neubildungen drangen gar nicht durch, so das von Goethe[3]) gebildete Schlechtnis und das von Herder[4]) versuchte Übereinkommnis.

---

[1]) Lachmann-Muncker 7, 400 (Wb. zu Logau).

[2]) 4, 303.

[3]) 6, 33.

[4]) 5, 214.

Besondere Berühmtheit genoss zu Ad.s Zeit das von Abbt gebilldete

Empfindnis; es zeigt, wie Ad. die gleichzeitige Litteratur verfolgte. Abbt wollte damit das Vermögen zu empfinden, Herder [1]) „jede Würckung des Prinzipiums der Vollkommenheit in uns“ bezeichnen. Im Wb. verzeichnet er es unter „Empfindung“ und spricht nach seiner Gewohnheit nur von „einigen Neuern“, die damit wenig Beifall gefunden hätten. Im Mag.[2]) erklärt er dann: „Der verstorbene Abbt glaubte das Wort Empfindniss nöthig zu haben . . . worüber seiner Zeit viel Schreibens war. Allein es ward mit ihm vergessen.“

Neubildungen in -ling waren sehr beliebt. Zu

Frömmling bemerkt Ad. freimütig: „ein neues glücklich gebildetes Wort.“ Trotzdem sind bei ihm noch nicht vollwertig oder fehlen ganz z. B.:

Abkömmling, das ihm nach und nach zu veralten scheint,

Eindringling, das fehlt, obwohl es Gdb. hs. verzeichnet,

Süssling, das er nur als botanischen Namen kennt,

Zierling, das ihm nur aus der vertraulichen Rede bekannt ist u. a. m.

Bald ward auch hier bis zu Voss hin übertrieben; Heynatz weist Ausschweifling unter die vielen „jetzt Mode werdenden Wörter in -ling“, die man sehr wohl entbehren könne. Bodmers Himmling hatte schon Klopstock in seinem Aufsatze „Von der Sprache der Poesie“ getadelt. Ad. nahm es mit Recht nicht auf.

Verbalabstrakta auf -ung bilden auch heute noch ein fast unbeschränktes Mittel, der prosaischen Rede Kürze und Bildsamkeit zu verleihen. Trotzdem bemerken wir noch bei Lessing [3]) und anderen sächsischen Dichtern eine ganz besondere Vorliebe für solche Bildungen, so dass sie

---

[1]) 2, 308; auch 292 und 303.

[2]) Mag. 1, 4, 75.

[3]) Vergl. Tyrol, Lessings sprachliche Revision seiner Jugenddramen. Berlin 1893. S. 27; vergl. auch Erich Schmidt, Lessing 2,[1] 697 und Lehmann, Lessings Sprache S. 215.

uns z. T. schon fremd klingen. Der neue Stil suchte bewusst als Ersatz den substantivierten Infinitiv heranzuziehen. Diese Bewegung beginnt auch bei Ad. bereits[1]; unter „läugnen“ bemerkt er z. B.: „Statt des ungewöhnlicheren Hauptwortes die Läugnung ist . . das Läugnen üblicher.“ Dadurch, dass eine unzweifelhafte Bezeichnung der Thätigkeit neu gewonnen ist, werden die älteren Bildungen auf -ung entlastet und können nun die bereits vorhandene Bedeutung einer Materialbezeichnung weiter ausbilden. Gegen diese Bewegung wehrt sich Ad. noch. Unter dem jetzt veralteten „Ausdrückung“[2] (= Ausdruck) erklärt er, der Sprachgebrauch bediene sich der Verbalia auf -ung nie gern anders, als in der Bedeutung der Handlung, wenn andere abgeleitete Hauptwörter vorhanden seien. So kennt er bereits z. B.

Bedeutung, Entfernung, Erzählung in materieller Bedeutung, dagegen zu

Bevölkerung bemerkt er: „Die Besetzung eines Landes mit Einwohnern. Einige Neure haben dieses Wort auch für die Zahl der Einwohner eines Wortes einführen wollen. Der Ausdruck ist in dieser Bedeutung dem Sprachgebrauche und der Analogie völlig zuwider.“ Auch nur in aktivischen Sinne kennt er

Bemerkung,

Stimmung; Jean Paul[3] bemerkt spottend, Ad. habe für Stimmung Gemütsstellung einführen wollen. Ad. fühlte also die Notwendigkeit und das Fehlen einer ähnlichen Bezeichnung.

Abstrakteren Sinn hat auch

Bildung erhalten; Ad. kennt es nur von der äusseren Gestalt des Menschen, hier allerdings auch schon in materieller Bedeutung. Mendelssohn[4] bemerkt: Die

---

1) Vergl. Mag. 1, 4, 76.

2) Vergl. u. „ausdrücken“.

3) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Stuttgart und Tübingen 1813 (2. Aufl.), § 83, S. 671.

4) Ges. Schriften 3, 399. Vergl. Goldstein a. a. O. S. 61.

Worte Aufklärung, Kultur, Bildung sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge.

Den Klang der neugebildeten Wörter prüfte Ad. mit überaus empfindlichem Gehör. Er hat selbst einmal unter Vorbehalt [1]) das Wort Vervollkommnung gebraucht, hat es dann aber im Dtsch. Stil [2]) selbst gerügt, wie er das Wort auch im Wb. (2) wieder fortgestrichen hat.

Unter den Substantiven, bei denen zweite Kompositionsglieder Mittel der Ableitung sind, zeigen sich merkwürdige Wandlungen bei denen auf -heit und -keit (aus ec-heit).

Im allgemeinen scheut er auch hier massvolle Vermehrung nicht: „Man ist nicht befugt", erklärt er,[3]) „dergleichen Abstrakta nach Belieben zu bilden. Erfahrung und Gehör können hier allein die Grenzen zeichnen, welche man nicht überschreiten darf.

Frühzeitig zeigt sich im Nhd. das übervolle Suffix -igkeit (aus ekeit ec-heit) auch bei solchen Zusammensetzungen, bei denen nicht ein Adjektivum auf ec erstes Kompositionsglied war. Im 18. Jh. waren diese umständlichen Bildungen noch ziemlich stark im Schwange. Ad. leitete eine Bewegung gegen sie ein, die heute die meisten derartigen Bildungen verdrängt hat. So will er Echtigkeit, Schlauigkeit, Schlechtigkeit u. a. statt Echtheit,[4]) Schlauheit, Schlechtheit beseitigt wissen. Aber obwohl er jene Bildungsweise „in Ansehung neuer Wörter" für veraltet erklärte,[5]) hielt er doch an einmal üblich gewordenen Wörtern zähe fest; so bemerkt er[6]):

„Reinheit ist im Grunde ebenso gut als Feinheit; da aber der Sprachgebrauch einmahl Reinigkeit auf-

---

1) Vergl. u. „ziehen".

2) Dtsch. Stil Bd. 1, 121.

3) Vergl. u. „heit".

4) Man stritt über die Richtigkeit dieser Bildungen damals viel hin und her. Vergl. Heynatz, Briefe die deutsche Sprache betreffend. Berlin 1771—75, Bd. 5, 84.

5) Mag. 1. 4, 70.

6) Mag. 1, 3, 81.

genommen hat, so würde jenes bey ungeübten Lesern Anstoss machen." Ebenso klingt

Mildigkeit für Milde uns bereits etwas archaisch. Wo beide Bildungen nebeneinander bestehen geblieben sind, scheint sich bei denen auf -igkeit die Materialbedeutung einseitiger herausgebildet zu haben: so in

Feuchtigkeit neben Feuchtheit,
Neuigkeit " Neuheit,
Süssigkeit " Süssheit

nach dem Muster von Kleinigkeit neben Kleinheit, die Ad. ebenso, wie wir, unterscheidet.

Der Zuwachs der unvermittelten Komposita mit -heit und -keit ist seit Ad. sehr gross. Bei dem Kompositionsgliede -heit ist die Zusammensetzung mit zweiten Partizipien besonders häufig. Zum Teil haben die Komposita mit den älteren Bildungen auf -ung um ihre Durchsetzung zu kämpfen; so nennt er Wb. (1)

Abgeneigtheit ein neugemachtes Wort, für das man besser Abneigung sage, lässt diesen Tadel aber Wb. (2) fort.

Überspanntheit kennt er noch gar nicht neben Überspannung,

Verstocktheit nur neben dem geläufigeren Verstockung.

Bei manchen Wörtern ist die Komposition, die das Zuständliche und Dauernde besser ausdrückt, nicht durchgedrungen. Erfahrung hat z. B. seine doppelte Rolle behalten, obwohl sich bereits Breitinger [1]) um die Durchsetzung von Erfahrenheit bemühte.

Wo die Kompositionen durchgedrungen sind, bilden sie, wie die substantivierten Infinitive, eine zweckmässige Entlastung der Bildungen in -ung.

Auch sonst wurden diese Kompositionen nur sehr zögernd aufgenommen, z. B.

Abgeschiedenheit, dessen Brauchbarkeit Gdb. bezweifelte,

---

[1]) a. a. O. S. 225.

Angemessenheit, zu dem Ad. bemerkt, einige hätten es einführen wollen, aber der Beifall sei noch zweifelhaft,

Geneigtheit; Gottsched[1]) nannte es: „ein neugebacken Wort, das nicht recht klingen will." Ad. verzeichnet es einfach als Neubildung.

Verkehrtheit; Bodmer hatte das Wort gebraucht; der sächsische Kunstrichter[2]) bemerkte dazu: „Das Wort ist uns gantz ungewöhnlich. Doch siehet man keine Ursache, warum man von verkehrt nicht ein Abstraktum machen solle, da die deutsche Sprache ein dies bedeutendes Wort noch nicht hat."

Auch Komposita mit Substantiven oder Adjektiven an erster Stelle drangen nur langsam durch:

Besonderheit fehlt Wb. (1), Wb. (2) wird es ein von einigen Neuern gewagtes Wort genannt, das aus mehr als einer Ursache verwerflich sei;

Leerheit, das das Neol. Wb. verunglimpft hatte, fehlt ganz;

Mannheit, das Wieland[3]) im Sinne von Mannhaftigkeit warm zum Neugebrauch empfahl, nennt Ad. in dieser Bedeutung veraltet.

Die abstrakte Bedeutung der Komposita wollte Ad. stets genau gewahrt wissen, gegen

Menschheit in konkretem, kollektivem Sinne wehrt er sich eben so, wie gegen Bevölkerung in entsprechender Bedeutung.

Neben diesen Kompositis gebrauchte der neue Stil die substantivierten Neutra der Adjektiva, gegen die sich noch Gottsched[4]) als eine blinde Nachäffung der Franzosen wehrte. Ad.[5]) lässt sie in der Theorie schon bestehen, erkennt aber richtig, dass sie eigentlich keine Entlastung

1) Beob. S. 142.
2) Vergl. Breitingers Krit. Dichtkunst. S. 224.
3) Teutscher Merkur 1777, S. 135.
4) a. a. O. S. 256. Vgl. Stoschens Widerspruch, Kl. Beitr. 1, 113.
5) Lehrgeb. I, 665.

jener Komposita bildeten, da sie nur eine einzelne Eigenschaft eines Dinges bezeichnen.

Auch die Komposita mit -keit erregten anfangs vielfach Anstoss. Unter ärmlich bemerkt Ad.: das Hauptwort Ärmlichkeit sei im Hochdeutschen völlig unbekannt:

Äusserlichkeit fehlt ganz. Heynatz bemerkt, Lavater habe dies vielleicht von ihm selbst erfundene Wort für etwas Äusserliches gebraucht.

Bedeutsamkeit tadelt Ad.[1]) als nicht analogisch.

Zusammensetzungen mit -schaft und -tum erkennt er mit Recht als kaum noch fruchtbar und zu Neubildungen geeignet.

Adjektiva.

Unter den Adjektiven mit g- und h-Suffixen haben die g-Suffixe seit dem 18. Jh. eine auffällige Vermehrung auf Kosten der h-Suffixe erfahren. Adjektiva auf -icht klingen uns ausser thöricht veraltet. Ad. mühte sich vergeblich, einen Bedeutungsunterschied zwischen beiden Suffixen durchzuführen; -ig sollte den Begriff des Habens, -icht den der Ähnlichkeit ausdrücken. Er fand damit auch schon bei seinen Zeitgenossen Widerspruch. Vermehrung ist spärlich erfolgt:

gleichalterig tadelte Mendelssohn[2]) als eine kanzleihafte Neubildung Abbts; Ad. nahm es gar nicht auf, obwohl er die Bemerkung Mendelssohns kannte;

launig empfand er als neugebildet,

sinnig kannte er nur in Zusammensetzungen.

Adjektiva auf -isch empfindet er in weiterem Umfange als niedrig, als er sich heute durchgesetzt hat. Auch wir haben ein willkommenes Mittel, ein geringschätziges Urteil in Adjektiva auf -isch zu legen, so in kindisch, launisch u. a. m., während kindlich, launig keinen sittlichen Tadel enthalten; aber Ad. verweist auch

[1]) Mag. 1, 3, 158.

[2]) Vergl. den S. 24, Anm. 4 angeführten Brief.

argwöhnisch, dem er noch argwöhnig vorzieht,
einsiedlerisch, das einige neuere Dichter bis zum Ekel gemissbraucht hätten,
mönchisch (Mag. 1, 4, 70),
regnerisch,
träumerisch,
wählerisch als nicht schriftsprachlich ins gemeine Leben, während er
dichterisch als neueingeführt gelten lässt;
künstlerisch, das Campe als neu bezeichnet, und
wucherisch statt des ihm allein bekannten wucherlich fehlen ganz.

Diese Statistik, nach der Ad. noch eine ganze Anzahl Wörter auf -isch wegen ihres tadelnden Nebensinnes aus der Schriftsprache verweist, die ihn heute wenigstens nicht mehr so einseitig haben, scheint das Ergebnis der Untersuchungen Götzes [1]) zu bestätigen, nach denen als Ausgangspunkt für jene Bedeutung des Suffixes das Mitteldeutsche angenommen wird.

Unter den Adjektiven, bei denen zweite Kompositionsglieder Mittel der Ableitung sind, nennt er die mit -lich zusammengesetzten in vier Bedeutungen fruchtbar, wenn sie eine Ähnlichkeit des Wurzelbegriffes (rötlich), eine Möglichkeit (sterblich), eine Anwesenheit des Wurzelbegriffes (gefährlich) oder ein Eigentum (fürstlich) ausdrücken. [2])

Eine fünfte Bedeutung, die der Neigung zum Wurzelbegriff, hat sich seit dem 18. Jh., vielleicht gerade von Obersachsen ausgehend, ziemlich stark entwickelt. So kennt z. B. Gadebusch
begehrlich nur in der Bedeutung „was begehrt werden kann“, die bei Ad. nur neben der Bedeutung begierig nebenhergeht; Heynatz aber bezeichnet begehrlich als einen sächsischen Idiotismus. [3]) Bei

[1]) Zur Geschichte der Adjektiva auf -isch: vgl. bes. S. 30.
[2]) Mag. 1, 4, 71.
[3]) Vgl. Götze a. a. O. S. 29.

absonderlich, äusserlich, bequemlich, endlich, gemütlich, kleinlich, traulich, die bei Ad. z. T. noch ganz fehlen, hat sich diese Bedeutung erst nach Ad. stärker herausgebildet oder auch erst neu gebildet, worauf hier nicht eingegangen werden kann.

Zusammensetzungen mit -bar waren auch schon für Ad. so einseitig, wie heute, nur noch in der Bedeutung „was gethan werden kann" zu Neubildungen fähig. Er kennt allerdings noch

fühlbar in aktivischer Bedeutung; auch
scheinbar noch in der kräftigeren Bedeutung ansehnlich.

Neubildungen, wie

unwirtbar, das das Neol. Wb. heftig getadelt hatte, verzeichnet er als dichterisch.

Reicheren Zuwachs zeigen die Komposita mit -sam. Gegen

bedeutsam und wundersam wehrt er sich noch, weil durch bedeutend und wunderbar dasselbe gesagt werde.

Dagegen nimmt er ruhig auf:

empfindsam,
erfindsam,
friedsam, das das Neol. Wb. verfolgt hatte,
überlegsam, das „von einigen Neuern gebildet sei" und nichts habe, was die Analogie oder das Gehör beleidige.

Es fehlen:

bildsam, das sich Lessing[1]) aus Wieland anmerkte,
duldsam, das sich Gadebusch ausschrieb, während Ad. nur Duldsamkeit als ungewöhnliche Neuerung verzeichnet,
fügsam, obwohl es schon Gottsched[2]) aufzählt.

Verba.

Unter den abgeleiteten Verben erkennt Ad.[3]) die auf -eln und -ern ausgehenden als fruchtbar zu Neubildungen;

[1]) Lachmann 11, 648.
[2]) Deutsche Sprachkunst S. 386.
[3]) Mag. 1, 4, 37.

er weist selbst auf süsseln, andächteln, vernünfteln, witzeln, klügeln.

äugeln kennt er nur erst als ein Kunstwort der Gärtner für okulieren,

empfindeln, das im Wb. (1) fehlt, gebraucht er später [1]) selbst. Ganz fehlen ähneln, anheimeln, ankränkeln, frömmeln, lungern u. a.

Die zahlreichen unpersönlichen Desiderativa (dustern, lächern u. a. m.) sind auch heute nicht schriftdeutsch geworden.[2])

In vielen Verben auf -igen liegt nicht ein abgeleitetes Wort auf -ig zu Grunde, sondern -ig ist unorganische, durch Analogie entstandene Wucherung, so z. B. in befestigen, befriedigen, huldigen u. a. m.

Mit dem neuen Stil erscheint das Bestreben, der Sprache die alten einfachen Bildungen besonders zunächst in gehobener Rede zurückzugewinnen. Während das Neol. Wb. noch erbittert über solche Verkürzungen hergezogen war,[3]) tritt Ad. dieser Bewegung nicht entgegen, indem er jene Wucherungen aus dem Bestreben der obd. Sprache erklärt, durch Verlängerung der Wörter und Häufung der Suffixe den Wörtern Pomp und Nachdruck zu verleihen. Aber er hält auch hier an dem einmal geltenden Gebrauch fest; er selbst kennt noch

befleissen neben befleissigen,
beglauben neben beglaubigen.

Für veraltet erklärt er:

begnaden, beschönen, einen,
für obd.: verkünden.

An den einmal giltigen Partikelkompositis hielt Ad. besonders streng fest, weil sie in ihrer die Bedeutung des Verbums verbreiternden Wirkung seinem Streben nach Deutlichkeit und Klarheit entgegenkamen. Der neue Stil

[1]) Dtsch. Stil 2, 143.

[2]) G. Keller gebraucht „lächern", vielleicht wird es durch ihn zurückgewonnen.

[3]) Vergl. Köster a. a. O. S. 139.

war auch hier bestrebt, sich schleppender Zusätze zu entledigen, um bezeichnende Kürze zu erreichen oder auch nur um unverbrauchte Stilerhöhungsmittel zu gewinnen. So weist er zwar im Dtsch. Stil [1]) vorsichtig auf dichterische Verkürzungen, wie weilen für verweilen, singen für besingen, zögern für verzögern, verhält sich aber sonst meist ablehnend. Ins gemeine Leben weist er die heute vornehmlich der gewählten Sprache angehörigen

doppeln, fördern, gehren, haschen, schädigen;

ndd. nennt er:

wahren (für bewahren) „welches auch Einige in das Hochdeutsche einführen" wollten,

winnen, das Wieland wagte;

obd.: bergen für verbergen.

Als neu eingeführt verzeichnet er

heitern und höhen aus Herder,

langen für verlangen, das Goethe im Egmont gebraucht, während es Ad. tadelt,

staunen, das nach dem Beispiel schweizerischer Schriftsteller wiedereingeführt sei,

wandeln für verwandeln, das nicht zu billigen sei, weil die unterscheidende Bedeutung in dem Präfix liege und mit ihm verloren gehe,

neuern kennt A. nur aus Zusammensetzungen und noch nicht in der heutigen absoluten Bedeutung, obwohl schon Gadebusch Neuerer aus Iselin [2]) verzeichnet.

Man ging dann auch hier zu weit. Wenn wesen für verwesen gebraucht ward, hatte er ein Recht, auf die „Neuern" zu schmälern; gegen driessen für verdriessen, das Ad. als längst veraltet bezeichnet, erhebt sogar der sonst sehr zurückhaltende Heynatz ärgerlichen Spott. Vossens minder gewagte „kehrende Sieger", „müdende Laufbahn" finden auch vor Ad.s besonnenem Kritiker Rüdiger keine Gnade.

---

[1]) 2, 54.

[2]) Geschichte der Menschheit 1, 104.

Unter den Kompositionen mit be- lassen sich zwei Hauptgruppen aussondern, die verba ornativa und die, die eine Verwendung des Ableitungssubstantivs, eine Wirkung auf -es oder Ähnliches bezeichnen.

Die erste Gruppe ist ein bequemes dichterisches Mittel. Ad. nimmt solche Bildungen vorurteilslos auf, z. B. beschilft, beschweift, bethränt u. a. m., wir können aber nicht entfernt Vollständigkeit bei ihm erwarten, da sie stets üppig wuchern.

Die andere Gruppe, die sich gleichfalls als sehr lebensfähig erwiesen hat, zeigt recht die Schwierigkeit, ein „kritisches" Wb. zu schreiben. Wir werden nämlich auch heute Neubildungen von uns zu weisen bereit sein, solange wir beim Gebrauche noch zu sehr die Bedeutung eines sinnlichen Umgehens mit dem meist abstrakten Substantiv im Verbum empfinden. Erst der häufige Gebrauch entscheidet dann ziemlich willkürlich über ihre Geltung. So hatte z. B. Luther [1]) für die heute unentbehrliche Bildung beherzigen nur den herbsten Spott. Auch Ad. weist merkwürdig viele uns ganz geläufige Bildungen ab; so nennt er z. B.

bewahrheiten, das Goethe gern gebrauchte, ein albernes Wort einiger Neulinge. Schon Heynatz bemerkt dann, ihre Zahl sei ziemlich gross, will ihnen aber nicht beistehen;

bezwecken, das Goethe nach Pniowers [2]) Hinweis in der Bedeutung „zweckmässig einrichten" anwendet, hätten einige Neuere versucht, aber wenig Dank damit verdient.

Als kanzleihaft empfindet er:

beargwohnen,

beeinträchtigen,

beendigen. Auch im Mus. (1) wird beendigen sowie das von Ad. als obd. bezeichnete begründen mit Bildungen wie beaugenscheinigen auf eine Stufe gestellt und als

---

[1]) Vorrede zum alten Testament I (1524).

[2]) Goethe-Jahrbuch 19, 229.

kanzleihaft verworfen, wogegen im Mus. (2) mit Recht Einspruch erhoben wird.

Im Wb. (2) erst nachgetragen werden:

beabsichtigen; Ad. nennt es noch ungewöhnlich, während schon Heynatz bemerkt, es werde immer gebräuchlicher.

bemitleiden; Mendelssohn[1]) gebrauchte es schon 1757, entschuldigte sich aber wegen des Gebrauches dieses „schweizerischen Wortes". Gadebusch merkte es sich als ungewohnt aus dem „Deutschen Museum"[2]) an. Ad. bezeichnet es noch als niedrig.

Ganz fehlen z. B.

beseitigen,

beteiligen,

betätigen, Goethes Lieblingswort, das noch Heynatz in die Aftergeschäftssprache verweist, während Gadebusch es ruhig, aber ohne Beleg aufzeichnet und mit „in der Tat beweisen" glossiert.

Die Partikel ent- in Verbalkompositionen nannte noch das Neol. Wb. „ein Sylbchen, welches recht wie die Zauberruthe der Circe die schlechtesten und nie gedachten Wörter gleichsam auf einen Schlag vergöttert und verengelt". Ad. dagegen, der auch alle dort getadelten Komposita ausser entmenschen aufnimmt, bemerkt: „vermittelst dieser Partikel können neue Zeitwörter gebildet werden. Da überdiess die mit denselben zusammengesetzten edler und anständiger sind, als die mit den gleichbedeutenden Wörtern weg, ab, los u. s. f., so wissen sich die Dichter dieser Freiheit sehr sehr gut zu bedienen.[3]) Er verzeichnet dann auch aus Klopstock: entblühen, entküssen; als allgemein dichterisch: entfalten, -fesseln, -fliessen, -geistern u. s. f.

Die schon vor ihm von Gadebusch verzeichneten entkörpern, entschleiern trägt er Wb. (2) nach.

---

[1]) Vergl. den Brief an Lessing vom Jahre 1757. Ges. Schriften 5, 74.

[2]) Dtsch. Museum 1772, S. 114.

[3]) Vergl. auch Dtsch. Stil 2, 48.

Von den bei Ad. ganz fehlenden verzeichnet schon Heynatz:

enttäuschen, entwirren,

entgegnen, das Goethe auch in der Bedeutung „entgegenkommen" gebraucht,

entschwinden,

die beiden letzten aber als Eigenheiten der „Modeschriftstellerchen".

Ein merkwürdiges Schicksal hatte

entsprechen; Lessing[1]) hatte es als ein gutes, schweizerisches Wort aus Wieland angemerkt; Ad. bezeichnet es als obd. und fügt hinzu, einige neuere Schriftsteller hätten diese Bedeutung auch im Hochdeutschen einzuführen gesucht. Noch im Jahre 1782 bemerkt dann Stosch,[2]) ihm habe das Wort niemals gefallen wollen. Wie sorgfältig Ad. das allmählige Durchdringen auch dieses Wortes beobachtete, zeigt sich, wenn er im Wb. (2) statt „sie haben einzuführen gesucht" bemerkt: „sie haben eingeführt". Das Wort bedeutete, wie auch Ad. verzeichnet, mundartlich „läugnen". Da man dies noch nachempfinden musste, konnte das Wort in der weniger sinnlichen Bedeutung wirklich nicht leicht durchdringen. Aber diese ist z. B. auch in

entstehen, das das 18. Jh. noch allgemein auch im Sinne von mangeln gebrauchte, die herrschende geworden.

Auch Komposita mit ver- bezeichnet er[3]) als zu Neubildungen geeignet; aber sie entsprechen meist auch den Bedürfnissen der täglichen Umgangssprache und haben darum weniger eine bewusst litterarische Pflege erhalten.

Komposita mit er- sind nur noch fruchtbar, wenn sie die Erlangung eines Besitzes, Erreichung eines Endzweckes bezeichnen. Dies Verhältnis galt auch für Ad.;[4]) er

---

[1]) Im 14. Litteraturbriefe.

[2]) Kl. Beitr. 3, 198.

[3]) Mag. 1, 4, 53.

[4]) Mag. 1, 4, 50.

nahm auch hier für seine Zeit ungewöhnliche Bildungen, wie ergrauen aus Haller, erkargen aus Uz bereitwillig auf.

Die Behandlung trennbarer und untrennbarer Zusammensetzungen mit selbständigen Präpositionen, die für die Zeit reiche dichterische Mittel boten, gehört in das syntaktische Gebiet.

Substantiv- und Adjektivkomposita bilden den Hauptreichtum der deutschen Sprache. Ad. konnte nicht entfernt daran denken, hier irgend welche Vollständigkeit auch nur zu erstreben. Wir sahen, es galt zunächst, ein grammatisch-kritisches Wb. zu schreiben, in dem der meiste Raum anderen Dingen gehörte. Die Zeit für eine an sich gewiss notwendige und dankenswerte Schaustellung jenes Reichtums war noch nicht gekommen. Auch musste Ad. natürlich mit dem Preise und der Handlickeit seines Werkes vorsichtig rechnen. So verzichtete er bewusst auf alle leicht verständlichen Kompositionen. Für Campe war es dann nachher eine bequeme Selbstberäucherung, dem Vorgänger, dem er so viel schuldete, die vielen Tausende fehlender Artikel vorzurechnen. Und es ist auch heute hier kaum Mass und Ziel zu finden. Adelung sammelte 16 Kompositionen mit Liebe an erster Stelle, Campe 128, Moritz Heyne im D. Wb. 257. Gombert [1]) vermehrte diese Zahl gar um mehrere Hundert. Ad. verkannte auch hier nicht den stetig hinzuwachsenden unermesslichen Reichtum. Unter „los“ bemerkt er:

„Das Suffixum los ist in der höhern Schreibart von gutem Nutzen“, weil sich damit „noch täglich“ neue Wörter bilden liessen.

Die Strenge in der Befolgung der Analogie, die Ad. auch hier stets forderte, hat die Willkür des Gebrauches nicht immer im Zügel halten können, aber gewiss viel Gutes gewirkt.

Dagegen ist sein einseitiger Kampf gegen die Ellipsen bei der Wortzusammensetzung zum Heile der Biegsamkeit

[1]) Nomenclator amoris. Strassburg 1883.

unsrer Sprache fruchtlos geblieben. Kompositionen wie mondbeglänzt, waldbeschattet, fussbeflügelt sind ein unentbehrliches dichterisches Ausdrucksmittel geworden. Das Fehlen von Zusammensetzungen wie Achselträger, Augendiener (Lessing), die trotz den auch hier ausgelassenen Präpositionen leicht verständlich sind, würde auch die Umgangssprache schwer schädigen.

Wörterverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Inhalt.

Carl Salewski, Berlin C. 2.